



Amtliche Mitteilung der Gemeinde Virgen

# VIRGER HEIMATBLÄTTER

SONDERAUSGABE DER „VIRGER ZEITUNG“, Nummer 5, Jahrgang 2009



Ida Lackner, verehel. Winkler (rechts) mit ihrer Schwester Stefanie in Zillertaler Tracht (1916)

---

**Thema: „Ich geh’ auch nach Amerika“ –  
Chronik der Familie Winkler (Schwester Maria Ancilla)**



**Liebe Virgerinnen und Virger,  
geehrte Leserin, geehrter Leser!**

Am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität in Wien gibt es eine eigene Abteilung zur „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“. Ich erwähne das hier, um zu zeigen, dass derartigen Berichten selbst an der Uni starke Beachtung zuteil wird. Dabei handelt es sich nicht um gelehrte, hochgeistige Aufsätze, sondern um Geschichten „einfacher“ Menschen – des Mannes, der Frau „von der Straße“, wie gerne gesagt wird. Die schreiben oft wie sie reden und verwenden Dialektausdrücke, doch macht gerade diese spontane Wahl der Worte das Erzählte so lebendig. Außerdem haben solche Niederschriften einen großen historischen Wert. Durch sie lernen wir die Lebensumstände in früheren Zeiten kennen, erfahren von Sorgen und Nöten, aber auch Freuden des Alltags, kurzum: es werden Dinge festgehalten, die in keinem Geschichtsbuch zu finden sind. Nun befindet sich bei der umfangreichen Sammlung von Schriftstücken, die zur örtlichen Chronik gehört, auch eine solche

Erzählung. Die hat es sich verdient, aus der Schublade geholt und veröffentlicht zu werden, wofür unsere „Heimatblätter“ sicher eine geeignete Plattform sind.

Frau Ida Winkler, die Mutter von Schwester Maria Ancilla, hat ihre persönlichen Erlebnisse niedergeschrieben, und als Ergänzung dazu auch, was ihr an mündlicher Überlieferung im Gedächtnis geblieben ist. Viele der geschilderten Begebenheiten stehen in einem engen Verhältnis zu unserem Dorf, da die Mutter der Autorin (die Oma von Schwester Maria Ancilla) eine vulgo „Pulverer-Tochter“ war.

Der Text wird „original“, also ohne Veränderungen wiedergegeben; allerdings habe ich mir erlaubt, durch Anmerkungen korrigierend einzugreifen, wenn der Schreiberin ganz offensichtlich Irrtümer unterlaufen sind. Dass dadurch eure Freude am Lesen nicht geschmälert wird, hoffe

Otfried Pawlin

Am Ende dieses Vorworts zwei Bemerkungen, eine sehr persönliche und eine allgemeine:

Wer nicht das Glück hatte, mit ihr in näheren Kontakt zu kommen, dem sei verraten: Schwester Maria Ancilla (Aloisia Winkler), Jahrgang 1917, ist eine der liebenswertesten Personen, die ich je kennenlernen durfte. Von 1953 bis 1978 war sie Lehrerin an unserer Volksschule, seitdem verbringt sie ihren Lebensabend im hiesigen Kloster. Die Veröffentlichung der Familiengeschichte erfolgt mit ihrer Erlaubnis.

Anfänglich war von dem Universitätsinstitut die Rede, das Aufzeichnungen sammelt. Ich habe die vorliegende Schrift der Frau Ida Winkler dorthin gesandt und sie wurde mit Interesse zur Kenntnis genommen, aber leider nicht weiter verwertet. Manche dieser Lebensschicksale wurden nämlich als Bücher aufgelegt; sie bilden die Reihe „Damit es nicht verloren geht“ und können in unserer Bücherei entlehnt werden.

# ***Lebensgeschichte***

## ***aufgezeichnet von Ida Winkler***



*Meinen lieben Kindern und Enkelkindern zum Andenken will ich hier in einfachen Wörtern einiges aus unserer weitverzweigten Familie niederschreiben.*

*Was ich nicht selbst erlebt habe, ist mündliche Überlieferung. Meine lieben Eltern, besonders meine gute Mutter, Theresia Lackner, haben ja so viel nett erzählen können, und es wäre schade,*

*wenn ihre Geschichten in Vergessenheit gerieten. Einzelne Namen und Jahreszahlen habe ich allerdings aus unserem Ahnenpaß übernommen. Alles Übrige schreibe ich, wie es mir der Reihe nach einfällt, aus dem Gedächtnis nieder.*

*Mils, im Jänner 1950*

## **Von meinen Urgroßeltern Matthias Lackner und Maria Haas (gestorben im Alter von 100 Jahren) und von ihrem Bauerngütl „auf der Leiten“ am Heinzenberg in Zell am Ziller**

1798 kam ein Büblein zur Welt. Es war geboren am Heinzenberg auf dem Bauerngütl „zur Leiten“. Dieses Büblein soll am Anfang meiner Familiengeschichte stehen, denn es wurde später mein Großvater. Daß das Kindlein so gut gedieh, ist wohl kein Wunder, denn es atmete stets die gute würzige Zillertaler Bergluft ein. So wuchs es heran, stark und gesund. Von den Eltern hat es eine gute Erbmasse erhalten, erreichte seine Mutter doch ein Alter von hundert Jahren. Ist es da zu verwundern, wenn unser kleiner Johann und seine Schwester auch einmal über hundert Jahre alt werden sollten?

Der Vater dieses Bübleins (Matthias Lackner) arbeitete zuerst als Knecht zu Mardegg am Heinzenberg. Er (*handschriftlich eingefügt: sein Vater; soll heißen: Dessen Vater – Anm.*) hieß Johann Lackner und war mit der Agnes Eberharter verheiratet.

Der Vater unseres Bübleins hieß Matthias Lackner und hatte am 22. 11. 1790 die Jungfrau Maria Haas als Ehefrau angenommen. Braut und Bräutigam waren bei der Hochzeit 24 Jahre alt. Matthias kaufte das Gütl zur Leiten am Heinzenberg. Er wird dort kein leichtes Auskommen gehabt haben, denn das Gütl war sehr schwer zu bearbeiten. Die Felder lagen so steil, daß die Arbeiter meist mit Fußseisen die Felder betreten

mußten. Der Mist, die Jauche, das Heu, alles mußte auf dem Rücken getragen werden.

Ich bin mit meinem Vater öfters „zur Leiten“ gekommen. Das alte Holzhäuschen auf dem steilen Berg hat auf mich einen großen Eindruck gemacht. Mein Vater führte mich in die Stube. Er zeigte mir alles genau, wo sein Vater die Kindheit verbracht hatte. Die Stube war ganz mit Holz getäfelt. Ein alter Kachelofen stand in der Ecke. Durch die vier kleinen Fensterlein schien gerade die Sonne herein und erhellte die sonst düstere Stube. In der Küche stand damals noch ein offener Herd. Die Wände waren ganz schwarz vom Ruß.

Mir kam es wohl gar nicht schön vor hier in diesem einsamen Bergnestlein, und dennoch waren die Kinder hier viel zufriedener als manches Stadtkind, das allerlei Schönes mitmachen kann. Die größte Freude der Kinder hier auf „der Leiten“ werden wohl die Kalbelen, die Geißlein, die kleinen Schäflein ... ausgemacht haben. Der Vater hatte unter dem Häuschen einen Zaun aufgestellt, damit die Kinder nicht über den steilen Hang hinunter gekugelt sind. Ein schmales Steigele führte zum Gütl hinauf. So habe ich noch alles in Erinnerung aus der Zeit, da ich als 16-jähriges Mädlein mit meinem Vater hinauf zur Leiten gekommen bin.

## **Von meinen Großeltern Johann Lackner (geboren 1798 auf „der Leiten“, gestorben im Alter von 106 Jahren auf „Axdorf“ bei Schwaz) und Theresia Wechselberger, von ihrer Familie in der Ziegelbrennerei zu Ramsau im Zillertal**

Im Alter konnte mein Großvater wohl sehr viel erzählen, denn er hatte die Gunst erhalten, in drei Jahrhunderten zu leben. Er war nämlich 1798 geboren, das neunzehnte Jahrhundert durfte er ganz durchleben, und im zwanzigsten Jahrhundert ist er am 22. Juni 1904 gestorben. Seine letzten dreißig Jahre verbrachte er bei seiner ältesten Tochter Elisabeth auf dem Grafenpacht zu Axdorf am Galzeinberg bei Schwaz.

Hier besuchten oft die Leute den ältesten Mann von Tirol, um ihn zu sehen und ihn zu befragen, was für eine Lebensweise er geführt hätte, weil er ein so hohes Alter erreicht hatte. Mit einem schmunzelnden Lächeln gestand er ihnen, daß er immer mäßig gewesen sei, er habe ein bißl geraucht, ein bißl geschnupft, ein bißl gekaut, und täglich habe er ein selbstgebrautes Schnapsl



Johann Lackner (1798 - 22. 6. 1904)

getrunken. Im Winter setzte er sich gern auf die Ofenbank und erzählte von seiner Jugendzeit.

An die Glaubensspaltung im Zillertal konnte er sich noch gut erinnern, so traurig sei es damals gewesen. Manche Familie wurde zerrissen, wenn der lutherische Vater mit einigen irregeführten Kindern ausgewandert ist. Manche glaubenstreue Mutter mußte so viel leiden. Oft wurde das Heimatl um ein Spottgeld verkauft. Die Auswanderer hätten gejoht und geschrien, das ganze Zillertal sei in Aufruhr gewesen. Mein Großvater erzählte, er habe sich nie daran beteiligt, denn er habe eine so gute christliche Erziehung gehabt, daß er an seinem Glauben nie gezweifelt hat.

Er hat auch an den alten Tiroler Sitten und Bräuchen immer festgehalten. Allabendlich ist er auf den Söller gegangen, dort hat er seine abwesenden Kinder gesegnet, Weihwasser gesprengt und für sie gebetet. Er hatte auch Ursache sich zu sorgen, denn drei Söhne waren in Amerika vielen Gefahren ausgesetzt. Seine Frau war ihm nach der Entbindung des siebten Kindes an einem Blutsturz gestorben. Sie soll eine schöne blauäugige Zillertalerin gewesen sein. Sie war die Tochter des Schneiders Johann Wechselberger und der Theresia Genslukner, Besitzer des Schneiderhäusels in Mayrhofen. Die Hochzeit feierten die Brautleute am 20. Februar 1843 in Zell am Ziller. Die Braut zählte 23 Jahre und ihr Bräutigam 45 Jahre. Die Ehe war sehr glücklich. Gott schenkte den treuen Eheleuten fünf

Buben und zwei Mädchen.

Der Großvater kaufte das Ziegelbrenner-Gütl in Ramsau. Dort lebte die Familie in einfachster Weise. Die Eltern erzogen ihre Kinder gottesfürchtig. Sie mußten schon frühzeitig zur Arbeit herangezogen werden, denn der Vater hatte eine Ziegelbrennerei. Für die ganze Umgebung machte er die guten Ziegel für die Backöfen, besonders für die Bäckereien. So lebten Eltern und Kinder glücklich miteinander, bis der Herrgott einen ganz großen Stein in dieses friedliche Familienleben hineinwarf. Einige Zeit nach der Geburt des siebten Kindes trug man die liebe gute Mutter als Leiche aus dem Ziegelbrenner-Häusl. Die älteste Tochter Elisabeth zählte damals kaum zwölf Jahre, mein Vater war grad fünf Jahre alt. Er konnte sich nur noch erinnern, wie die Mutter als Leiche aufgebahrt war.

Nach dem Tode meiner Großmutter kam für den Großvater wohl eine harte Zeit. Er führte mit seiner ältesten zwölfjährigen Tochter die Wirtschaft selbst. Das Mädchel hatte zum Glück von seiner Mutter schon viel gelernt. Es mußte nun die Verstorbene vertreten und brachte die Arbeit halbwegs zustande. Das Kind mußte auf einen Schuhschemel steigen, damit es überhaupt in die Pfanne hineinsehen konnte. Das Häuschen war zwar klein, doch groß genug für die Familie. Die Kinder waren ja nicht verwöhnt. Durch ein Loch kam man von der Stube in die Kammer hinauf. Es befand sich oberhalb des Ofens, über den die Kinder dann morgens und abends auf- und abstiegen. Sie waren trotz des Verlustes ihrer Mutter lustig und tollten den ganzen Tag herum. Die größeren Buben mußten dem Vater beim Ziegelbrennen behilflich sein, mit den Füßen den Mörtel kneten, die Formen füllen und diese zum Backofen (*wohl: Brennofen – Anm.*) tragen.

So wuchsen alle Kinder frisch und froh auf. Der Vater hatte viel Verständnis für das junge Volk. Er gönnte den Kindern viele Freuden. Der bravste Bub bekam am Palmsonntag die längste Palmstange. Sie war so lang, daß sie in der Hipbacher Kirche am Überboden anstieß. Manch einer von den Buben beneidete den „Palmträger-Hogemoar“.

Auch Maipfeifen schnitzte der Vater für seine Kinder. Die Buben mußten, sobald sie größer geworden waren, bei den Bauern das Vieh hüten, so auch mein Vater. Doch bevor ich Näheres von meinem Vater hier niederschreibe, will ich noch kurz vom Lebensabend meines Großvaters berichten.

Bis zu seinem hundertsten Lebensjahr hat er noch die Schlitten und Wagen des Hofes instand gehalten und auf dem Felde mitgearbeitet. Nachher soll er die meiste Zeit beim warmen Ofen oder in der Sonne gelegen sein und das Pfeifl geraucht haben. Um sich einzuwärmen, trank er in der Nacht öfters ein Schnapsl. Im letzten Winter soll er vom warmen Ofen gar nicht mehr weggegangen sein und sich dadurch den Rücken verbrannt haben. Die Haut muß ganz abgestorben gewesen sein. Krank war er nie, er brauchte sein Leben lang keinen Doktor. Er starb am 22. Juni 1904 den Tod des Gerechten an Altersschwäche. Sogar in der Tageszeitung meines Vaters, der damals in Amerika lebte, erschien die Todesanzeige meines Großvaters als des ältesten Mannes von Tirol und eine Photographie. Dieses Bild hat mein Vater dann später mit dem Photo der 103-jährigen Schwester meines Großvaters vergrößern lassen. Es wird noch heute allgemein gern angeschaut und bewundert. Von den Kindern des Großvaters erreichten nur zwei ein Alter von über 70 Jahren, die anderen starben schon viel früher.

## Von meinem Vater

Nun will ich, soviel ich noch in Erinnerung habe, den Lebenslauf meines Vaters schildern.

Der kleine Franzl kam als Hüterbub zu einem großen Bauern nach Hippach, wo er bald der Liebling wurde. Die Bauersleute hatten selbst keine Kinder, so war der Franzl ihre Freude. Er blieb auf dem Hof zuerst als Hüterbub, dann als kleiner Knecht und später als Bauknecht, bis ihn die Fremde lockte. Das viele Bitten der Bauersleute und das Versprechen, Franz den Hof zu übergeben, machten auf ihn keinen großen Eindruck. Er wollte die weite Welt sehen und kennenlernen. Zuerst vertrug es ihn nach Köln in eine große Meierei. Dort war er drei Jahre als Melker tätig. Er erzählte oft von jenen Zeiten im Rheinland. Der schöne Volksgesang im Kölner Dom machte auf den zwanzigjährigen Zillertaler Buben einen tiefen Eindruck. Die Arbeit in dem musterhaften Stall mit den erstklassigen Kühen freute ihn. Es kamen öfters feine Stadtleute hin, um sich eine moderne Meierei anzusehen. Einmal kamen dann einige weißgekleidete Damen in den Stall herein. Sie stellten sich nahe an die Kühe



Franz Lackner (1858 - 12. 2. 1916 )

heran, um beim Melken zuzuschauen, aber, o weh! Ehe man es ersehen konnte, bekam eine Dame einen braunen Guß auf ihr weißes Seidenkleid. Der Jammer war furchtbar. Die Melker hatten natürlich ihre Hetz dabei.

## Mein Vater in Amerika

Franzl kam nach drei Jahren wieder nach Hause, wo es ihm schon gar nicht mehr gefallen wollte. Es zog ihn neuerdings mit vierzehn Kameraden in die Fremde. Ihr Ziel war Amerika. Sie hatten sich soviel Geld erspart, daß sie die Reise bezahlen konnten. Sie kostete gegen 300 Gulden. Man brauchte damals nicht einmal einen Paß und wurde nur in Hamburg untersucht, um festzustellen, ob man gesund sei. Da hat's bei den strammen und jungen Zil-

lertaler Buben bestimmt nicht gefehlt! Vor der Abreise wurden neue Kleider gekauft, auch einen schönen Mantel schaffte sich der Franzl an. Ganz neu ausgerüstet, wollte er noch zum Abschied zu einem Dirndl „ins Gaßl“ steigen. Doch statt es zu sehen, bekam er von der Mutter des Mädchens „eine Taufe“ mit dem Nachttopf. Öfters erzählte er später, er sei nur einmal „fensterl'n“ gegangen, und dort sei es nicht fein gewesen. Nach diesem Abenteuer hatte

er nie mehr eine Sehnsucht nach einem neuen!

Die kleinen Vorbereitungen auf die Reise waren bald getroffen. Dann traten fünfzehn junge unerfahrene Zillertaler Burschen die weite Reise nach Amerika an. Sie fuhren mit dem Stellwagen durch das Zillertal hinaus, sangen und johlten und kehrten bei manchem Wirt zu. Sie tranken nach Herzenslust, bis sie ganz angeheitert in Jenbach ankamen. Man zählte das Jahr 1883, mein Vater war damals 23 Jahre alt. (*Nachdem Franz Lackner 1858 geboren ist, war er 1883 25 Jahre alt – Anm.*) Die Reise verlief ohne besondere Störungen, die fünfzehn Zillertaler Burschen waren alle fröhlich und munter. Die Seekrankheit überstanden sie großartig. Auf dem Schiff sangen sie schöne Tiroler Lieder und unterhielten damit die ganze Schiffs-Gesellschaft. Ja, es ging die Zeit sehr schnell vorbei, und bald wurde New York sichtbar. Jetzt hieß es voneinander Abschied nehmen, denn von nun an wollte jeder seinen eigenen Weg gehen. Vater erfuhr von den meisten Schicksalsgefährten nichts mehr. Ein jeder wird seinen bitteren Kelch zu trinken bekommen haben.

Meinen Vater zog es drei Tagesreisen weit ins Land hinein. Er kam nach Lead City im Staate Süd-Dakota in eine Gegend mit vielen Goldgruben. Dieses Land war damals noch ziemlich unbekannt und unbewohnt. Wenn man dort einmal eine Frau zu sehen bekam, war dies ein großes Ereignis. Nun begann für den Franzl eine harte Zeit. Er mußte Englisch lernen. Gleich kaufte er sich ein Deutsch-Englisches Wörterbuch. Am Abend nach der Arbeit lernte er immer lang. Zuerst verrichtete Franzl viele verschiedene Arbeiten. Sogar nach Gold hat er gegraben, aber ohne Erfolg. Einmal pachtete er eine Schenke. Das Geschäft ging sehr gut, aber auf die Dauer freute es ihn nicht. Inzwischen

folgten dem Franz auch seine Brüder, Hermann und Matthias, nach Amerika nach. Franz fing dann mit Hermann ein Holzgeschäft an. Sie bauten sich im Urwald eine Hütte und richteten diese ganz einfach ein. In der Nacht kamen dann die Ratten als Gäste. Franz fällte tagsüber Holz, sein Bruder Hermann brachte es nach Lead City und verkaufte es dort. So arbeiteten sich die beiden sehr schnell empor. Sie konnten sich bald zwei schöne große Pferde und Wagen kaufen. Sogar ein Häuschen durften sie bald ihr eigen nennen. Der Bruder Hermann kaufte Speck, Brot, Fleisch und Schnaps ein und brachte alles dem Bruder Franz in den Wald. Mein Vater führte ein richtiges Einsiedlerleben. Untertags mußte er schinden und rackern, aber abends machte er sich's in seiner stillen Hütte gemütlich. Er kochte Fleisch und Speck für den nächsten Tag, dann legte er sich auf seine Pritsche und lernte Englisch, oder er sang Lieder aus einem Büchlein. Da er die Noten nicht kannte, erfand er die Melodien selbst. Ob es auch schön geklungen hat, bezweifle ich, denn mein Vater war unmusikalisch!

Jetzt will ich noch ein Geschichtlein erzählen, das auf uns Kinder immer einen großen Eindruck gemacht hat. Als der Vater einmal abends seine einsame Hütte betreten wollte, stand ein großer Bär vor der Tür. Der Schrecken war nicht klein, als sich der Braune dem Vater näherte. Doch im letzten gefährlichen Augenblick kam der Bärentreiber. Kalt fuhr es uns über den Rücken, wenn uns Vater noch von den Rattenschwänzen erzählte, die ihm nachts ins Gesicht schlugen. Da konnte er dann immer herzlich lachen. Ihn dünkte dieses Einsiedlerleben dennoch fein.

Mehrere Jahre arbeiteten die beiden Brüder miteinander, bis sich jeder selbständig machen wollte. Hermann fuhr





Goldmine in Lead City (Aufnahme etwa 1970)

nach Tirol, holte sich dort sein Mädels und heiratete. Mit seiner Frau kehrte er wieder nach Amerika zurück, ich meine, er zog nach San Francisco. Gott schenkte ihm vier Kinder, aber der Vater wurde nicht alt. Seine Frau blieb mit den Kindern in Amerika.

Vom jüngsten Bruder Matthias (Hiasl genannt) weiß ich gar nichts Genaues. Ich glaube, er ist von den beiden Brüdern fortgegangen und auch jung gestorben.

Nach verschiedenen Beschäftigungen ließ sich mein Vater zuletzt in einer deutschen Brauerei als Kellner anstellen. Lead City vergrößerte sich im Lauf der Jahre sehr schnell. Es kam zum Bau einer Goldmühle. In derselben fanden 300 Arbeiter Anstellung. Viele Geschäfte wurden errichtet. Von den dreizehn Kirchen war nur eine katholisch. Die junge Stadt wurde sogar ein Bischofs-

sitz, katholische Schulschwestern unterrichteten in einer Privatschule. Die Firma der Goldmühle hatte eigene Kaufhäuser für ihre Arbeiter. Diese bekamen die Waren dort viel billiger zu kaufen als anderswo. So konnte sich jeder Arbeiter, wenn er fleißig und sparsam war, rasch emporschwingen.

Es braucht uns also gar nicht zu wundern, wenn viele Tiroler nach Amerika zogen. Manch verschuldetes Bäuerlein konnte ja in der Heimat auf keinen grünen Zweig kommen. Darum wanderte auch ein Wirt aus Virgen in Osttirol nach Amerika aus. Er hatte in Virgen einen kleinen verschuldeten Bauernhof mit einer Gastwirtschaft, „Daner“ genannt. Diesen Daner verschlug es zufällig nach Lead City. Durch fleißige Arbeit verdiente er sich soviel Geld, daß er nach mehreren Jahren wieder einmal zu seiner Frau nach Hause fahren konnte.

Die weitere Lebensgeschichte meines Vaters ist verflochten mit der folgenden

Erzählung über meine Mutter Theresia Lackner, geborene Leitner aus Virgen.

## Von meiner Mutter



Theresia Lackner, geb. Leitner (28. 9. 1856 - 23. 3. 1941)  
mit ihren Enkelkindern Aloisia, Theresia (hinten), Stefanie und Anton  
(Aufnahme etwa 1930)

Beim Daner arbeitete schon seit drei Jahren eine brave Dienstmagd, die Pulverer Threse. Diese interessierte sich sehr für seine Erzählungen über Amerika. Eines Tages fragte sie, ob nicht auch „Jandlen“ (Mädchen) nach Amerika auswandern könnten. Sie möchte so gern

mehr Geld verdienen, damit sie im Alter ein schöneres Leben bekomme. Der Virger Wirt hatte vor, in kurzer Zeit wieder nach Amerika zurückzufahren. Seine Schulden waren noch nicht alle gedeckt. Im Herbst 1892 entschloß er sich zur Abreise. Seine Dirn, die Pulve-

rer Threse, wollte unbedingt mitfahren. Daheim sagte sie in jenen Tagen oft: „Werdet’s seh’n, i geh a no amol nach Amerika.“ Sie wurde nur ausgelacht. Ihr Entschluß stand aber inzwischen schon fest, aber niemand wußte davon außer dem Daner und dem damaligen Virger Lehrer, namens Rudl. (*Offenbar eine Namensverwechslung: Damals unterrichteten in Virgen Anton Egger, Stephan Weiskopf, Johann Bacher und Schwester Regina Wibmer, aber kein „Rudl“ – Anm.*) Der Lehrer war gerne bereit, dem rechtschaffenen fleißigen Mädels das nötige Reisegeld vorzustrecken. Er sollte dafür den Schuldschein der Threse in die Hand bekommen. Sie hatte nämlich früher sechs Jahre lang beim Mesnerbauern in Obermauern gearbeitet und sich dafür jährlich 50 Gulden verdient. Außerdem hatte sie noch zwei Hemden, zwei Leintücher und Schuhe bekommen. Die 300 Gulden hatte sie ihrem Vater zum Ankauf einer Dreschmaschine geliehen und

bekam dafür den Schuldschein ausgestellt.

Zum Mesnerhoamatl gehörte auch eine Alm. Dort hatte Threse im Sommer als tüchtige und verlässliche Sennerin gearbeitet. Ganz in der Nähe ist der Strödnerhof, der größte Bauernhof von Prägraten damals. Threse sollte den Sohn, den Besitzer des Hofes, heiraten. Doch sie konnte sich nicht entschließen, in diesen abgelegenen Ort zu ziehen, es war zu damaliger Zeit nicht einmal eine Pfarrkirche dort, sodaß die Bewohner von Prägraten zwei bis drei Stunden weit nach Virgen zur Kirche gehen mußten. (*Irrtum: Prägraten wurde 1719 zum Vikariat und hatte seither eigene Priester – Anm.*) Der Strödner hatte den weitesten Kirchweg. Wenn er nun in die Kirche hereingeschritten kam und einen Butterwecken auf den Altar legte, läuteten erst die Glocken zusammen. Das zeigt, wie sehr man die Strödner achtete.

## Vom Heim meiner Mutter, dem Pulverer Hof

Die Threse war eine angesehene Bauerntochter. Ihr Heim war der große Pulverer Hof in Obermauern. Das ist ein kleines Dorf mit einer Wallfahrtskirche namens „Maria Schnee“ und gehört zur Gemeinde Virgen. Dieser Pulverer Hof zählte wohl zu den ältesten Siedlungen in dieser Gegend. Thresis „Urähnl“ mit dem Stammmamen Leitner war vor ungefähr dreihundert Jahren aus Kärnten ins Virgental eingewandert. Am Fuße eines Waldrückens ließ er sich nieder und gründete ein Heim. Er und wohl auch seine Nachkommen verdienten sich ihr Brot mit Pulvermachen. Neben dem alten Pulvererhaus soll in früheren Jahren immer noch die Pulvergrube zu sehen gewesen sein. Im 19. Jahrhundert, Ende der Sechzigerjahre mußte das alte baufällige Haus abgerissen und ein Neubau aufgeführt

werden. Darin wurde in der Stube wieder der alte wertvolle „Stammbaum“ aufgehängt. Es war dies eine eingerahmte Tafel mit einem buntgemalten weitverzweigten Baum. Am Stamm, an den Ästen, Ästchen und Zweigen waren die Ahnen des Pulverergeschlechts bis herauf in die neueste Zeit angeschrieben. Leider ist dieses wertvolle Dokument bei der Wasserkatastrophe im Jahre 1945 samt dem schönen Haus zugrundegegangen. Die letzte Pulvererbäuerin mit dem Namen Leitner und zwei Enkelkinder mußten in den Fluten der Mur ihr Leben lassen. Die Leitner werden jetzt überhaupt aussterben, weil die Brüder der Threse keine männlichen Nachkommen hinterlassen haben. Es lebt wohl noch ein Leitner mit seiner großen Familie in Virgen, aber das ist der uneheliche Sohn der Pulverer Moidl.



Das alte Stubenhaus beim „Pulverer“ (Aufnahme datiert 1939)

(Sie ist die dritte und jüngste Tochter des letzten Pulverer Bauern, eines Bruders der Threse, mit Namen Jakob Leitner). Das „Summinger Seppel“, so wird dieser Leitner genannt, hat elf Kinder und besitzt einen gutgehenden Krämerladen. Seine Eltern sind vor dem Ersten Weltkrieg mit dem Sohn nach Amerika ausgewandert. Durch Schuhflicken kamen sie dort zu Wohlstand, und erst nach dem Krieg kehrten sie zurück und konnten noch vor der Geldentwertung (1923) den Laden einrichten. Das Haus war Erbgut vom Onkel.

.....

Der Pulverer Hof wurde nach der Zerstörung wieder vollkommen neu aufgebaut. Die Besitzer tragen jetzt den Namen Mariner, denn die letzte Leitner Tochter aus zweiter Ehe hatte den Mariner geheiratet. Die zwei Töchter aus erster Ehe: Anna und Threse Leitner sind beide nach Amerika ausgewandert. Aber nun zurück zu den Eltern meiner Mutter, der Pulverer Threse (Theresia Leitner). Es waren rechtschaffene Leute. Der Vater war ein blonder Lockenkopf mit gutmütigen blauen Augen. Die Mutter hingegen hatte schöne große Braunaugen und schwarze lange dicke Zöpfe. Am 20. November 1849 hatte der junge Pulverer Johann Leitner das Bauernmädchen zu Berg in Niedermauern (*richtig: Welzelach – Anm.*) namens Maria Egger geheiratet. Die Eltern der Braut, also Threses Großeltern auf mütterlicher Seite hatten geheißen: Thomas Egger und Elisabeth geb. Defregger.

Maria Egger, die Mutter unserer Threse (also meine Großmutter) war bei der Hochzeit kaum 19 Jahre alt. Sie wird es als junge Bäuerin auch nicht leicht gehabt haben, denn beim Pulverer lebten damals drei alte Tanten: die Rosl, die Moidl und das Nannele, zwei alte Onkel: der Jörgl und der Tonik. Josl, der dritte und jüngste Onkel, hatte nach

Budam hinaufgeheiratet, er erreichte dort ein Alter von 85 Jahren. Die anderen fünf Geschwister des verstorbenen Pulverer Bauern hatten am Hof das Heimatrecht und mußten dafür ohne Geldlohn zu Hause arbeiten. Kleider und Schuhe erhielten sie daheim. Jede „ehr- und tugendsame Jungfrau“ durfte außerdem noch eine Henne halten. Dabei kam es hie und da zu kleinen Streitereien, weil jede der drei „Dirnen“ (so wurden sie geheißen) ihrer eigenen Henne das beste Futter zustecken wollte. Vom Eiergeld kauften sie dann „Minzenziggerlen“ (Pfefferminzzuckerlen) und ab und zu ein weißes Brötle. Die zwei alten Junggesellen halfen den Sommer über zu Hause bei der Arbeit mit. Im Herbst stiegen sie dann über die Hohen Tauern hinüber in den Pinzgau, wo sie den ganzen Winter hindurch bei den Bauern Loden und Leinwand „wirkten“.

Im Pulverer Hof stand der Webstuhl in der großen Bauernstube. An den Spinnrädern saßen die alten Tanten und später auch die Töchter. Zur Winterszeit mußten sie fleißig die Wolle von 35 eigenen Schafen und eine Unmenge selbstgezogenen Flachses verspinnen. An den langen Abenden leuchtete ihnen dabei nur ein kleines Öllampele. Um neun Uhr wurde Schluß gemacht. Öfters kamen Nachbarinnen mit ihren Spinnrädern in den „Hoangat“ (Heimgarten). Daß dabei die „Hoangatbuabn“ nicht fehlten, ist leicht zu begreifen. Es wurde viel gesungen und mit der Gitarre gespielt, die Pulverer waren ja alle sehr musikalisch. Außerdem fehlte es ihnen nicht an Mutterwitz. So wurde auch viel erzählt und gelacht. „Und wilde fein ist's gewesen“. Die alte Pulverer Mutter lebte noch lange nach der Hochzeit des jungen Paares. „Sie war a wilde guete Mütter“ – das heißt, sie war zu allen Leuten sehr gut.

## **Von meinen Urgroßeltern, den Großeltern meiner Mutter (Theresia Leitner)**

Nun will ich noch einiges von dieser alten Pulverer Mutter berichten. Das ist also die Großmutter unserer Threse (meiner Mutter). Sie hieß Anna Budemaier und hat in der Wallfahrtskirche zu Obermauern am 25. Februar 1805 den Pulverer Bauern Michael Leitner geheiratet. Sie war bei der Hochzeit erst 18 Jahre alt und ein ganz unerfahrenes und unschuldiges Bergbauernkind. Erst beim Brautexamen wurde ihr der tiefere Sinn und Zweck der Ehe klar. Vorher hatte sie über das Um und Auf des Kindersegens nie etwas erfahren. Als sie dann vom Herrn Pfarrer aufgeklärt wurde, schämte sich die junge Braut wohl sehr. Der Pulverer Michl bekam aber nicht nur eine reine Braut, sondern „sein Weibl war auch wilde schian“ nach außen. Sie war hochgewachsen und schlank und hatte dicke blonde Zöpfe mit „gekraustem“ Haar. Große hellblaue Augen strahlten den Liebsten an. Ihre Unschuld schaute aus den Augen.

Überhaupt waren die jungen Leute damals so brav und sittenrein. In dem großen Gemeindegebiet Virgen wurde sechs Jahre hintereinander kein lediges Kind geboren, sechsmal hintereinander konnte der Pfarrer den Jungfrauenkranz dem Bischof schicken. Dies war für den Seelsorger eine ganz besondere Ehre. Das erste Mädchel, das sich verging, war so verachtet, daß kein Bursch mit ihm tanzte.

Als die Braut Anna Budemaier am Hochzeitstag auf dem Weg zur Kirche war, wollte sie noch einmal umkehren, um ihren Löffel zu holen. Es war nämlich damals Sitte, daß man den eigenen Löffel im Kittelsack mittrug, wenn man in einem anderen Haus aß, da im allgemeinen wahrscheinlich wenig Löffel vorhanden waren. Doch man beschwichtigte die Braut mit der Versicherung, daß der „rantige“ (ange-

sehene) Pulverer bestimmt für sie einen Löffel haben werde.

Wie sah nun etwa das Brautkleid aus? Zur Festtagstracht gehörte einmal ein schwarzgefärbter weiter Lodenrock, lang bis auf die Schuhe und faltenreich, an den das enge gestickte Mieder angenäht war. Da es im Februar noch ziemlich kalt war, trug Anna dazu eine schwarze Joppe aus feinem Tuch mit Watte gefüttert und mit Seidenbörtchen verziert. Den Hals schmückte ein hoher Kragen mit einer feingeklöppelten Spitzenrüsche. Eine ganz feingewebte weiße Leinenschürze mit Spitzenrand gehörte auch zur Tracht. Auf dem Kopf trug die Braut den breiten schönen Hochzeitskranz, die Zierde der Jungfrau. Er bestand gewiß aus feinen handgemachten weißen Stoffröslein mit grünen Blättern. Die Füße bedeckten weiße Schafwollstrümpfe und niedere ausgeschnittene Schuhe. War das nicht eine festliche Kleidung?

Der Bräutigam trug einen selbsterzeugten grauen Lodenanzug mit langer Hose, grünen Aufschlägen und echten Hirschhornknöpfen. Die schwere silberne Uhrkette mit alten Talern und anderen Anhängseln durfte natürlich nicht fehlen. Den niederen runden Hut zierte wohl ein Rosmarinsträußl mit „Nagelen“ (Nelken) und eine Spielhahnfeder.

Weil wir schon von der Tracht reden, will ich noch im allgemeinen von der damaligen Kleidung erzählen: Als Kopfbedeckung trugen die Weiberleute einen ganz hohen schwarzen Hut mit einer schmalen Krempe und einer Schnur. Er wurde „Stozen“ genannt. Unsere Threse (meine Mutter) trug denselben als Schulmädchel jeden Tag. Ja sogar im Schulzimmer wurde er von den „Jandlen“ (Mädchen) nicht abgelegt. Es kam daher häufig vor,

daß die boshafte Buben den „Stozen“ herunterschlugen, sodaß er in weitem Bogen davonflog.

Das „Schalkl“ (weiße Bluse) gehörte zur Sommerbekleidung. Eigentlich waren es die weiten halblangen weißen Ärmel, die am Mieder angenäht wurden. Das Festtagsschalkl bestand aus feinstem Bauernleinen und war wiederum mit Spitzen verziert. Für das Schalkl der Wochentage verwendete man gröberes Tuch, und der Kittel war aus braunem Loden. Die Werktagsschürzen wurden mit dem Rindenabsud des Berberitzenstrauches rötlich gefärbt. Beim Pulverer wurde damals und auch noch in späterer Zeit sämtliche Nahrung sowie Bekleidung selbst erzeugt, wie schon früher angedeutet!

Aber nun wieder zurück zu unserem jungen „neugebackenen Pulverer Weible“: Anna Leitner, geborene Budemaier. Ganz ohne Tadel war sie leider auch nicht. Und da muß man wohl ihrer Mutter die Schuld geben. Anna hatte nämlich auf „Budam“ gar nichts gelernt. Auf dem Feld war sie sehr tüchtig und stark und packte jede schwere Arbeit an. Dafür konnte sie gar nichts kochen, nichts nähen, ja nicht einmal stricken. Den Haushalt und die Kinderpflege überließ sie gern der tüchtigen Schwägerin Moidl. Der Herrgott schenkte ihr sechzehn Kinder. Freilich sind sie nicht alle am Leben geblieben. Ein „Fatschenkind“ hat sie einmal auf den Bauernofen gelegt und darauf vergessen. So mußte das arme Hascherle durch die Hitze sterben.

Der älteste Bub lag grad in der Wiege, als die Franzosen um 1809 herum auch in Virgen eindrangen. Jedes Haus wurde von den Franzosen auf der Suche nach Gewehren durchstöbert. Die Pulverer legten die Büchsen auf die Eisenstangen über dem offenen Herd, wo sonst nach dem Schweineschlachten die Speckseiten und die „Fleischhenkelen“ zum Selchen aufgehängt waren. Bevor die Fein-

de kamen, verbrannten die Hausleute nasses Holz, sodaß ein dichter und stechender Rauch entstand, der die Küche ausfüllte und die Franzosen verscheuchte. Die fremden Soldaten durchstöberten alle Kammern und Räume und durchstachen die Strohsäcke mit ihren Säbeln. Die Küche betraten sie nicht mehr, sie polterten in die Stube, wo das kleine „Hannesle“, der zukünftige Pulverer Bauer, in die Wiege gebunden war. Da stach einer der Franzosen mit Wucht unter dem Kind in den Strohsack hinein. Wie leicht hätte das Kind schwer verletzt werden können! Aber der Schutzengel hat das „Hannesle“ beschützt.

Das sechzehnte Kind bekam die Mutter noch im Alter von fünfzig Jahren. Ihr Haar soll schon ganz weiß gewesen sein, als man das Kind, den Josl, taufte. Eines der ältesten Kinder, die Rosl, schämte sich über diese Geburt so sehr, daß sie das Kind in ein Ruckkörblein bettete und zu einem entlegenen Bauernhof trug. Dort wollte sie das Brüderlein „ausstatt'nen“ (in Pflege geben). Erst nach längerem Zureden der Mutter holte sie es wieder zurück. Und der Josl hat auch noch leicht Platz gehabt auf dem Pulverer Hof. Erst nach ungefähr vierzig Jahren ist er richtig ausgeflogen, denn er heiratete die Erbtöchter zu Budam, die Budamer Lene. Also hatte es ihn dort hingezogen, wo einst die Wiege seiner Mutter stand. Und er hat es gut getroffen, der Josl, denn, wie bereits früher schon erwähnt, wurde er 85 Jahre alt. Seine bessere Enehälfte allerdings erreichte gar das Alter von neunzig Jahren. So ist das sechzehnte Kind der Pulverer Mutter, Anna Leitner geborene Budemaier, noch das kräftigste und zähste geworden. In welchem Alter sie selbst gestorben ist, habe ich leider nicht in Erinnerung, jedenfalls lebte sie viele Jahre länger als ihr Mann.

Somit will ich mit der Geschichte meiner Urgroßeltern mütterlicherseits schließen.

## Von Threses Eltern, meinen Großeltern

Im folgenden sei noch allerlei von den Eltern der Theresia Leitner (meiner Mutter) aufgezeichnet!

Ich will an das früher Erzählte anschließen. Am 20. November 1849 haben also in Virgen der Pulverer Bauer Johann Leitner und die Bauerntochter zu Berg in Niedermauern Maria Egger den Bund fürs Leben geschlossen. Früher habe ich ihr Äußeres ein wenig beschrieben. Wertvoller als äußere Schönheit sind aber die guten Anlagen, die beide in sich trugen. Der Mann war ein gutmütiger stiller Mensch, eher ernst veranlagt und tief religiös. Als Vater gab er den Kindern stets ein gutes Beispiel. Beim Morgengebet kniete er sich immer zum Stubentisch und betete mit großer Andacht. Der tägliche Abendrosenkranz wurde nie ausgelassen. Zu den Kindern sagte er oft: „Kinder tut's lei alleweil bet'n, sonst fallt's von oaner „Lack'n“ (Pfütze) in die ander'n!“

Die Frau war einst ein lustiges „Jandle“ gewesen. Doch durch das viele Leid, die Krankheiten, Sorgen und schweren Schicksalsschläge, die im Laufe der Zeit daherkamen, wurde sie zu einer ernsten frommen Familienmutter. Für jeden Armen hatte sie ein offenes Herz. Ging sie sonntags zur Kirche, dann nahm sie immer ein „Loabele“ Brot (einen Brotlaib) mit und legte ihn vor's Fenster einer armen kinderreichen Familie. Sie schenkte zwölf Kindern das Leben. Alle nahm sie mit großer Freude vom Herrgott an. Das zwölfte, Liesele hieß es, war ihr noch das allerliebste. Wenn dann die Mutter in der Stube saß und spann, setzten sich die Kinder gern um sie herum, und sie erzählte ihnen allerlei, auch die alten Geschichten.

Oft sprach sie von der Pest. Da machten die Kinder dann große Augen. In Virgen hat sie einst schrecklich gewütet.

Wo heute die Pestkapelle steht, soll man damals einen Widder gesehen haben, der mit dem Tod raufte. Die Gemeinde baute deshalb eine Kapelle und machte ein Gelübde: Es sollte jedes Jahr ein schöner weißer Widder geopfert werden. Auch heute noch führen die Virger jeden Sommer einen geschmückten Widder nach dem fernen Wallfahrtsort Maria Lavant bei Lienz ungefähr 14 bis 16 Stunden weit zu Fuß, um dort versteigert zu werden. *(Das Widderopfer findet nicht im Sommer, sondern am Sonntag nach Ostern statt; Zielort ist seit 1919 Obermauern, nicht mehr Lavant – Anm.)* Der Erlös kommt in den Opferstock. Bald nach dem Gelübde ließ die Pest nach, und seither ist nie mehr eine so furchtbare Krankheit ausgebrochen. Die Aufzucht des Widders übernimmt jedes Jahr ein anderer Bauer. Es ist das eine große Ehre für den Hof. Der Widder wird in einem eigenen Ställchen reinlich gehalten. Öfters wird er gebadet und gebürstet. Seine Wolle wird nie abgeschnitten, sodaß sie oft bis zum Boden hinunterreicht. Vor der Wallfahrt nach Lavant wird der Widder mit bunten Seidenbändern geschmückt. Die Leute binden sie ihm um, wenn er vorüberzieht. Dabei zupfen sie ihm ein wenig Wolle aus und glauben, dadurch von ansteckenden Krankheiten geschützt zu bleiben.

Ein anderesmal erzählte die Mutter wieder: Vor mehreren Jahrhunderten stand die Pfarrkirche in Niedermauern. An einem Sonntag während des Gottesdienstes soll die Kirche samt den Gläubigen durch einen Bergsturz vollständig verschüttet worden sein. Dieser Ort heißt heute noch „im Jammer“. Die Mütter seien damals mit ihren Kindern oft dahingegangen, um zu beten und zu weinen. Die meisten erwachsenen



Leute waren durch den Bergsturz umgekommen. Es sei damals für Virgen eine ganz schreckliche Zeit gewesen.

Wieder einmal erzählte die Mutter von der verunglückten Braut, deren Marterl (Erinnerungstafel) an der Felswand einer engen und tiefen Schlucht die Kinder schon gesehen hatten. ... Als die Hochzeitsleute am späten Abend nach Hause gingen, fiel die Braut in den Abgrund und mußte sterben. Die Leiche konnte nicht geborgen werden. Die Mutter fügte der traurigen Erzählung mahnend noch hinzu: „Vielleicht hat die Braut nie zum Schutzengel gebetet?“

Auch alte Sagen und Legenden wußte die Mutter zu erzählen, zum Beispiel von der Perchte. Sie soll die Tochter des Königs Herodes sein. Einmal im Jahr und zwar in der Dreikönigsnacht darf sie die Hölle verlassen und auf der Erde ihr Unwesen treiben. Wehe den Menschen, die ihr begegnen! Einmal soll sie ein kleines Kind vertragen haben. Erst im nächsten Jahr stellte sie es wieder zurück.

Weiters erzählte die Mutter die Sage „vom reichen Berg“. Öfters soll man im Wald eine Stimme gehört haben: „A reicher Berg und a arm's Tal“. Und einmal soll ein Schafhirte in der Umgebung von Virgen beim Hüten einen wunderschönen Berg gesehen haben. Da es aber schon ziemlich spät war und er mit den Schafen heimziehen mußte, wollte er sich den Ort gut merken und steckte darum einen Stab in die Erde. Doch am nächsten Tag glänzte und funkelte es nirgends mehr, und alles Suchen war umsonst.

Aber nicht nur heimatliche Geschichten erzählte die Mutter, sondern sie lehrte die Kinder schon frühzeitig beten und sprach zu ihnen vom lieben Gott und vom Schutzengel, was noch viel wertvoller ist. Einmal war die Rede vom Schutzengel. Das fromme Michele sah

der Mutter aufmerksam in die Augen. Auf einmal rief es voll freudiger Erregung: „Müetter, hetz han i dein Schutzengele g'sechn, und a Hütle hat's auf mit an Federle!“ Das Kind hatte sein eigenes Bild im Auge der Mutter gesehen. Dieser Michl war ein besonderer Liebling der Mutter, weil er immer so fromm war. Er hat auch immer gern gebetet. Am Sonntag kniete er auf der Emporkirche zu den alten Männern hin, damit er dort andächtig und ungestört den Rosenkranz beten konnte. Vielleicht hat ihn deshalb die Himmelmutter früh zu sich geholt. Im Alter von sechzehn Jahren ist er in Prägraten beim Hüten der Schafe abgestürzt. Am Samstag kam er noch nach Hause, den Hut voller Edelweiß und Alpenrosen, um am Sonntag die heiligen Sakramente zu empfangen. Beim Fortgehen sagte er noch: „Müeter gib mir auf mein' Hut acht!“ Am Montag brachte man den braven Michl als Leiche zurück. Das Mutterherz glaubte zu zerspringen vor lauter Schmerz.

Von den zwölf Kindern starben nur zwei sehr früh. Das erstgeborene, ein Mädlein namens Thresele, war ein gut aussehendes gesundes Kind mit einem blonden Lockenköpflein. Als es ungefähr fünf Jahre alt war, schickte es der Vater ins Feld hinauf. Es sollte die Schafe vom Kornfeld wegtreiben. Das Thresele lief schnell barfuß hinaus und verkühlte sich derart, daß es nach ein paar Tagen starb. Dafür wurde dann das nächste Mädchen, das zur Welt kam, wieder Threse geheißen, und diese kennen wir schon lange (meine Mutter!).

Als die Mutter beim achten Kind im Wochenbett lag, kam gerade die Todesnachricht von einem Virger Pater, der in Afrika als Missionär gewirkt hatte. Da betete die Mutter für ihn einen Rosenkranz und bat ihn, er solle doch dieses Kind in den Himmel nehmen, damit sie

ein Engele zum Fürbitten für die anderen Geschwister bekomme. Das neugeborene Büblein war kerngesund und frisch. Doch am Tag nach diesem Gebet bekam es einen ganz belegten schleimigen Hals und Mund und verschied dann bald. So hat das Gebet der Mutter dem Kind den harten Lebenskampf erspart.

Nach eineinhalb Jahren (sinngemäß: Eineinhalb Jahre danach – Anm.) wurde das alte baufällige Haus abgerissen. Die Mutter erwartete bereits das neunte Kind. Die viele Arbeit und die Aufregungen brachten sie damals zu früh ins Wochenbett. So mußte sie unter freiem Himmel liegen. Zum Glück ging jede Geburt gut vorüber. Die Gotl Anna, Mutters Schwester, holte jedesmal heimlich das Neugeborene und trug es in einem Ruckkörblein zur Taufe. Erst bei ihrer Rückkehr durften die Kinder das Poppele anschauen, und sie meinten dann, die Gotl habe es ihnen gebracht.

Mit jedem Kind wuchs die Arbeit der Pulverer Mutter. Die Tanten und älteren Töchter haben ihr wohl auch geholfen. Aber trotzdem mußte sie oft halbe Nächte lang Hosen flicken. Auch das Kochen und Brotbacken für 14 bis 16 Leute gab sehr viel Arbeit. Die Pfannen waren sehr groß und schwer, nur die stärkste Dirn vermochte sie zum Mittagstisch in die Stube zu tragen. Das einfache, aber gute Essen schmeckte allen vorzüglich. Die Kinder aßen, ohne ein Wort zu sagen, damit sie ja nicht zu kurz kamen. Sie sahen alle aus wie Milch und Blut. In der Früh stand schon das Milchmus auf dem Tisch. Zu Mittag gab es Knödel mit Rübenkraut, Nudeln, Schmarren, Erdäpfelwirler und am Samstag die guten Schlüpfkrapfen. Während der ganzen Fastenzeit kochte man nur Fastenknödel, erst am Oster-sonntag gab's wieder Speckknödel. An den Vorabenden der hohen Festtage kochte die Mutter „Küchel, Strauben

oder gar Mohnnigelen“ (Mohnkrapfen). Abends wurden für gewöhnlich Brennsuppe und „Ebbirn“ (Erdäpfel) gegessen. Anschließend an das Abendessen blieben alle um den Tisch sitzen, und der Vater betete den Rosenkranz vor.

In den Wochen, in denen die Schneider oder Schuster beim Pulverer auf der „Stör“ (Arbeit am Hof) waren (meistens im Winter) mußte die Mutter auch am Abend bessere Speisen kochen. Zuerst wurden die Tanten und Onkel, dann die Eltern und zuletzt erst die zehn Kinder, alle dem Alter nach, mit Kleidern und Schuhen ausgerüstet. Später, als die Kinder erwachsen waren und alle ein Handwerk gelernt hatten, brauchte man keine fremde Hilfe mehr. Der Vater brauchte fast nichts mehr auszugeben. Der Flachs wuchs auf dem Felde, die Wolle schenkten die selbstgezüchteten Schafe. Weber, Schuster, Schneider, Spinnerinnen, Näherinnen und Strickerinnen waren nun die Söhne und Töchter.

Eine Tochter mit Namen Nanni hatte einen Bauern in Niedermauern geheiratet. Mit ihren sieben Kindern konnte sie allein die vielen Arbeiten nicht bewältigen. Da halfen ihr die Pulverer Geschwister aus der Not und stellten ihr die fertigen Kleidungsstücke ins Haus. Sogar den Flachs haben sie ihr in ihrem Heim angebaut, gebrechelt, gesponnen u.s.w., alles umsonst! Die gute Pulverer Mutter sorgte auch noch für die verheiratete Tochter und deren Kinder. Das älteste Enkelkind ist der derzeitige Virger Lehrer.

Die Pulverer Thresi hat als junges Mädlein nicht nähen gelernt, denn sie ist als einzige von den Schwestern schon mit siebzehn Jahren als Dirn beim Mesner Bauern eingestanden. Sie wollte sich Geld verdienen. Sie war bis zur Auswanderung nach Amerika immer Dienstmagd u. zw. an vier Plätzen.

Großen Verdruß hatte die Mutter, als in einem Jahr drei von ihren sonst braven Söhnen und Töchtern ein lediges Kind erwarteten. Damals hat sie wohl oft gejammert: „Wenn i enk lei amol alle im Fegfeuer hätt', nacha lasset i enk wohl gern pfingen“ (d. h. weinen oder jammern). Furchtbar weh tat der Mutter die Enttäuschung über den ältesten Buben, den Jaggl. Von ihm hätte sie so was schon gar nicht erwartet, er war nämlich immer so fleißig und hatte einen guten Charakter. Er war sehr musikalisch und auch dichterisch veranlagt. Zu den Hochzeiten verfaßte er immer die Reime (Gedichte). Er sang im Chor mit heller schöner Tenorstimme. Auch das jüngste „Jandle“, das Liesele, und die Moidl waren gute Chorsängerinnen. Jaggl war auch bei der Blechmusik ein guter Musikant.

Das „Unglück“ war ihm passiert, als er einmal nach einer Musikprobe angeheitert „ins Fenster!“ ging. Von da an wurde er ganz gewissenhaft. Er rührte kein Mädchel mehr an, auch nicht die Kindsmutter. Erst nach zwölf Jahren (nach dem Tod der Eltern) nahm er sich Weib und Kind auf den Hof. Am selben Tag haben mit dem Jaggl auch die Moidl und das Liesele geheiratet. Die Moidl heiratete den Summinger in Virgen und brachte den zwölfjährigen Seppel mit in die Ehe. (Ihr Kindsvater war schon früher gestorben.) Das Liesele heiratete den Kindsvater, den Mühl-Seppel in Mitteldorf, und nahm ihre zwölfjährige Nanni auch in die Ehe mit.

So ging alles noch gut aus, und die Mutter hatte sich soviel gekränkt. Die zwei unehelichen Kinder der Töchter waren auf dem Pulvererhof aufgezogen worden und fühlten sich ganz als Kinder der Pulverer Mutter, bis sie durch Nachbarn aufgeklärt wurden. Das Liesele war am Hochzeitstag trotz seiner 29 Jahre noch so schön, daß die Burschen oft sagten,

es gehe keine Schönere in die Kirche hinein als das Pulverer Liesele. Mit 17 Jahren, als sie in die Hoffnung kam, war sie noch so unerfahren, ja selbst noch ein halbes Kind. Die Pulverer Mutter hat sich über diese junge Mutter so sehr erbarmt, daß sie deren Kind für ganz zu sich genommen hat.

Die dreifache Hochzeit der Pulverer Geschwister soll ganz großartig gewesen sein. Da sind ja gleich drei Truhen auf einmal geführt worden. Das Truhengeführ ist heute noch Brauch. Da wird der Kasten der Braut auf einen Leiterwagen quer hingelegt und mit allen Leintüchern der Brautausstattung überhängt, sodaß die schönen Spitzen und Einsätze sichtbar sind und ringsherum etwas über den geschmückten Wagen herunterhängen. Obenauf liegen das Federbett und die Pölster schön überzogen und aufgebettet. Das schön gebügelte feine weiße Hemd des Bräutigams wird noch auf das Kissen gelegt. Es ist dies ein Geschenk der Braut. So gelangt die Truhe, das ist der bunt verzierte Wagen mit der Ausstattung der Braut unter Beteiligung des ganzen Dorfes zum Heim des Bräutigams. Die mit Blumen und bunten Bändern aufgeputzten Pferde ziehen ihn. Einige junge Burschen und Mädchen in ihrer schmucken Virger Tracht begleiten ihn. Diese durften schon früher mehrere Tage hindurch mit dem Bräutigam zur „Hochzeit laden“ gehen. Das ist ein lustiges Geschäft. Man kommt in die Häuser der Verwandten und Bekannten. Oft wird die Einladung in Versen vorgetragen. (Der Pulverer Jaggl hat deren viele während seiner Arbeit in der Mühle verfaßt.) Dann werden die Hochzeitslader mit Schnaps, Speck, Butter und Brot bewirtet. Meistens bekommt der Bräutigam von den Bauern ein nettes Geschenk. Es geht lustig zu. Die Begleiter des Bräutigams nennt man „Gspanen“ und



Truhen- oder Kastenführen (Jahr der Aufnahme unbekannt)  
Leider war schon das Original sehr unscharf

„Gspaninnen“. Sie haben beim Truheführen allerhand Arbeit zu leisten, denn immer und immer wieder sperren die Dorfbewohner den Weg mit einem Seil ab. Dann müssen alle Halt machen. Die Leute laufen aus den Häusern und horchen gespannt auf die Spottverse, die nun aufgesagt werden. Dabei kommt alles auf, was sich im Dorf ereignet hat, das Brautpaar bleibt natürlich nicht verschont. (*Das nennt man „Klause machen“ – Anm.*) Nach der Ankunft der Truhe im Haus des Bräutigams werden Krapfen, Strauben und Mohnpingelen gegessen. Bei diesem Mahl geht es sehr feierlich zu. Auch hier fehlen die Sprüche nicht.

Die Hochzeit selbst ist erst recht festlich. Mit Musik holt man die Hochzeiter ab und begleitet sie zur Kirche. Nach dem feierlichen Hochzeitsamt ziehen alle Geladenen in den geschmückten Hochzeitssaal ins Wirtshaus, wo es gut und viel zu essen gibt und tief in die Nacht hinein sehr lustig zugeht. Es wird

getanzt und gesungen und natürlich auch die Braut gestohlen. Da ist es wohl kein Wunder, wenn es bei der dreifachen Pulverer Hochzeit beim Panzl Wirt so „rantig“ hergegangen ist.

Auf dem Pulverer Hof wurde es nun einsam. Eltern, Onkel und Tanten waren im Laufe der Jahre gestorben und die Geschwister ausgeflogen. Jaggl begann mit Weib, Kind und Dienstboten ein neues Leben. Aber das junge Eheglück hat nicht lange gedauert, denn schon nach drei Jahren bei der Geburt des zweiten ehelichen Kindes starben Mutter und Kind. So blieb der Jaggl wieder allein mit seinen beiden „Jandlen“, der vierzehnjährigen Nanni und dem eineinhalbjährigen Thresele. (Diese zwei Mädchen sind später nach Amerika ausgewandert. Nanni ist drüben gestorben, und das Thresele lebt heute noch mit seiner Familie in Amerika.) Der junge Bauer war also gezwungen, ein zweitesmal zu heiraten. Doch auch die zweite Frau schenkte ihm den

ersehten Stammhalter nicht, was den Jaggl sehr verdroß, denn er konnte den dreihundert Jahre alten Leitnerstamm nicht mehr weiterpflanzen.

Die zweite Frau des Jaggl, Theresia Weber, schenkte ihm eine Tochter mit Namen Moidl. Diese hat dann später den Pulverer Hof übernommen, den Bauernsohn Mariner (*Franz Mariner vom vulgo Pauler auf Marin – Anm.*) geheiratet und zwei Buben und drei Mädchen bekommen. Nach der Geburt des fünften Kindes starb auch diese Bäuerin. Ihre Mutter, Theresia, die letzte Pulverer Bäuerin also mit dem Namen Leitner, ist bei der Wasserkatastrophe im Sommer 1945 mit zwei Enkelkindern, zwei kleinen Mädchen, ums Leben gekommen. (*Das stimmt nicht, es waren ein Bub und ein Mädchen – Anm.*). Der schöne Pulverer Hof wurde zerstört.

Während des Zweiten Weltkrieges im Jahr 1942 war ich mit meiner Tochter Thresi auf Besuch in Virgen. Als ich beim Pulverer über die lange Stiege zum Haupteingang ging, erfaßte mich ein wehmütiges Gefühl. Ich mußte an meine Ahnen denken, die hier aus- und eingegangen sind, die hier an diesem stillen Plätzchen ihr Leben begonnen und auch vollendet haben. Das folgende Foto soll eine letzte Erinnerung an das nicht mehr bestehende Pulverer Haus und an seine Bewohner sein, von denen ich nun soviel erzählt habe.

(*Der Hof wurde nach dem schweren Unglück des Jahres 1945 nicht weit vom Standplatz des alten Hauses neu errichtet und mußte nach einem Brand im Mai 1982 nochmals erbaut werden. – Anm.*)



Die Großmutter Theresia Leitner mit ihren Enkelkindern vor dem alten Pulverer Hof



Johann Mariner

23. 9. 1941 - 7. 8. 1945



Cäcilia Mariner

3. 12. 1942 - 7. 8. 1945

Beide Kinder und ihre Großmutter kamen ums Leben, als der nach einem Gewitter Hochwasser führende Nilbach das Pulverer Haus unterspülte und wegriss.



Jakob Leitner,  
vulgo Pulverer

7. 10. 1853 - 14. 11. 1918



Theresia Leitner,  
geb. Weber

20. 11. 1869 - 7. 8. 1945

## **Verwandte in Virgen bei einem Besuch von Zell aus – 1914 (?)**

*(Die Überschrift entspricht dem Original, die Beschreibung der Personen wurde etwas abgeändert – Anm.)*



Hinten, von links: Jahringer Sefe (Vulgoname), damals Pulverer-Dirn;  
Brandstätter Michael, vulgo Blusner, Bruder des Lehrers;  
Leitner Josef, Bauer auf Budam, Großonkel der Brüder Brandstätter  
Mitte, von links: Leitner Jakob, Pulverer Bauer;  
Leitner Theresia, geb. Weber, seine zweite Frau;  
Winkler Ida, geb. Lackner, unsere „Autorin“;  
Brandstätter Johann, vulgo Blusner-Lehrer  
Vorne, von links: Gsaller Theresia, geb. Leitner, Tochter des Jakob Leitner  
aus erster Ehe, nach Amerika ausgewandert;  
Leitner Maria, Tochter des Jakob Leitner aus zweiter Ehe, übernahm den Hof  
und heiratete den Franz Mariner;  
Lackner Stefanie, jüngstes Kind von Lackner Theresia, geb. Leitner,  
Schwester des Jakob Leitner und Nichte des Josef Leitner auf Budam

## **Mutters Reise nach Amerika Das Leben in Amerika**

(Die Zeitangaben in diesem Kapitel passen einfach nicht zusammen – Reise nach Amerika: Herbst 1892; Hochzeit: Etwa ein Jahr später, September 1893; vierzehn Monate nach der Hochzeit, im Dezember 1893 (!), kam das erste Kind zur Welt; dann fährt die Mutter mit dem eineinhalbjährigen Kind nach Virgen und erlebt hier im Sommer 1894 einen verheerenden Hagelschlag, der die Ernte vernichtete ...

Gehen wir von diesem letztgenannten Ereignis aus, so berichtet die Schulchronik am 25. Juli 1895 von einem katastrophalen Hagelwetter. Das Geburtsdatum des Kindes scheint also zu stimmen, es ist auch an anderer Stelle mit 14. Dezember 1893 angegeben; die Hochzeit müßte aber dann 1892 und die Überfahrt 1891 gewesen sein – Anm.)

Oft und oft, ja noch im hohen Alter von fast 85 Jahren, kurz vor ihrem Tode, hat meine Mutter voll Begeisterung von ihrer Auswanderung und von ihrem schönen Leben in Amerika erzählt. Was mir in Erinnerung geblieben ist, möchte ich nun wieder aufschreiben.

Der Entschluß zur Auswanderung war also gefaßt und die Abreise auf den Herbst 1892 festgelegt. Thereses Andeutungen bezüglich Amerika wurden von den Angehörigen nicht ernst genommen. Sie sagte wohl öfters: „Ich geh’ auch nach Amerika“, doch man lachte sie aus. Aber inzwischen hatte sie heimlich alle Vorbereitungen getroffen. In Windisch-Matrei hatte sie sich städtische Kleider angeschafft, denn in der Virgertracht wäre sie zu stark aufgefallen. Um den Eltern den großen Verdruß zu ersparen und vielleicht auch um einen Streit zu vermeiden, ging sie ohne Abschied von zu Hause fort. Erst in Hamburg vor der Einschiffung schrieb

sie eine Karte mit der Mitteilung und bat gleichzeitig um Verzeihung, da sie ja ohne Einwilligung der Eltern fortgegangen war und versprach, auch in Amerika ein ordentlicher Mensch zu bleiben. Die Pulverer Mutter wurde von der Nachricht so sehr ergriffen, daß sie drei Tage krank im Bette lag.

Die Reise verlief gut, das Wetter war herrlich, das Meer ruhig. Nicht einmal die Seekrankheit überkam die Threse, sie war ja ein sehr zähes, widerstandsfähiges Naturkind. Das muß dem mitreisenden Farmer gefallen haben, denn er hatte schon ein Auge auf Threse geworfen, er wollte mit ihr bekannt werden und sie zu seiner Frau machen. Leider konnte der Farmer kein Wort mit ihr sprechen. Da mußte der Daner Wirt (Threses Reisebegleiter) den Dolmetscher spielen. Threse kam dieser unerwartete Heiratsantrag „wilde schieche“ (schrecklich) vor, sollte es jetzt schon mit den Männern anfangen? Sie hatte ja nicht vor, in Amerika zu heiraten, sie wollte sich ja nur ein kleines Vermögen verdienen, damit sie im Alter versorgt sei. Ganz entschieden lehnte sie also ab. Der Daner Wirt meinte noch, sie solle später in Amerika den braven Zillertaler Franzl heiraten.

So kam der Wirt mit seiner ehemaligen Dienstmagd glücklich in New York an. Von da ging es mit der Eisenbahn noch drei Tagreisen weit in das Land Süddakota hinein in die Schwarzen Berge, wo Gold gefunden wurde. Das Ziel der Reise war die Stadt Lead City. Dort befand sich eine deutsche Brauerei. Hier sollte nun die Pulverer Thresi ihren Dienst antreten. Der Zillertaler Franzl war dort als Kellner angestellt. Schon bei der Begrüßung gefiel ihm das Mädels aus der fernen Heimat auf den ersten



Blick. Er dachte sich gleich, diese muß meine Frau werden, keine andere. Sofort stellte er ihr ein Glas Bier vor. Es wurde zum Wohl angestoßen und Freundschaft geschlossen. Ein anderes englisches Dienstmädchen im selben Hause war darüber derart eifersüchtig, daß es in der Wut sein Geschirr auf den Boden warf, wo es zerbrach. Es hatte sich den „Frenk Leckner“, so hieß man ihn drüben, eingebildet und wurde von ihm nicht beachtet.

Auf diesem Dienstplatz konnte nun die Threse alle praktischen Arbeiten lernen. Sie wurde von der Wirtin überall eingeführt. Sie lernte auch Kochen, was in Amerika ja komplizierter war als in Virgen. Schon am Morgen kam ein Festtagsessen auf den Tisch: Haferflockensuppe, gerösteter Speck mit Spiegelei und Pfannkuchen mit Kaffee. Zu Mittag gab es immer Rindsuppe und Fleisch mit mehreren Beilagen und natürlich noch Kuchen mit Kompott oder Torte. Abends war man auch nicht zufrieden mit einem Essen wie in Virgen. Da wollten die Arbeiter nochmals Fleisch haben und „Bay“, das ist ein dünner Blätterkuchen mit Obstfülle, oder es gab wieder Pfannkuchen (Omeletten). Die tüchtige Tirolerin war geschickt in allem und fand sich gut in alles Neue. Sie hatte große Freude und viel Interesse an der Arbeit. Sie hatte nicht mehr eine solche Schinderei wie in den Bergen der Heimat, wo sie z. B. im Bergmahd oder auch auf der Alm, wo sie sechs Jahre Sennerin war, so viel zu leisten hatte. Jeden Nachmittag hatte sie ein paar Stunden frei, was sie besonders zu schätzen wußte. Und außerdem verdiente sie hier in einem Monat soviel wie in Virgen das ganze Jahr. So konnte sie die dreihundert Gulden Schuld dem Virger Lehrer schon sehr bald zurückzahlen, was in der Gemeinde großes Aufsehen erregte. Nun wollten immer mehr Mädchen und

Burschen ausreisen. Im Lauf der Jahre fuhren viele nach Amerika und verdienten sich dort ein schönes Geld. Auch die Threse schickte als brave Tochter ihren Eltern Geld, so war aller Verdruß wieder zur Freude geworden.

Der Zillertaler Franz bekam das Mädels immer lieber. Er hatte sich schon ein nettes Häuschen gekauft, so stand einer Heirat ja nichts im Wege. Nur eines gab dem christlichen Tiroler Mädels zu denken: Frenk war schon sechs Jahre nicht mehr in die Kirche gegangen. Sie sagte ihm klipp und klar, daß sie einen Mann, der es mit der Religion nicht streng halte, niemals heiraten werde. Daraufhin versprach ihr Franz hoch und teuer, wieder ein guter Katholik zu werden. Er hatte seine Religion nicht aus Unglauben oder Gotteshaß so vernachlässigt, sondern war einfach im Trubel der Arbeit und Zeit immer gleichgültiger geworden, ohne richtig darüber nachzudenken. Es hatte bis jetzt auch niemand auf ihn religiös eingewirkt und ihn geführt. Aber seine zukünftige Frau wurde ihm Wegweiser. Gar oft sagte er im späteren Leben: „Du bist mein Schutzengel gewesen, wenn ich dich nicht gefunden hätte, wäre ich an Leib und Seele elendiglich zugrunde gegangen.“ Bestimmt hat auch der Segen seines guten und frommen Vaters, den dieser jeden Abend ausgesendet hat, zur Bekehrung des Franzl beigetragen. Franz wurde nach seiner Eheschließung ein tiefgläubiger Christ, der gewissenhaft und genau seine Christenpflichten erfüllte. Wenn er manchmal durch Arbeit verhindert war, morgens am Sonntag zur Messe zu gehen, dann holte er es abends nach. Threse glaubte an die ehrlichen Versprechungen des ehrenvollen Mannes und gab ihm das Jawort. Und so heirateten sie am 7. 9. 1893 ungefähr ein Jahr nach der Ankunft Threses in Amerika. Vor der Hochzeit fuhren die Braut-

leute nach Detmont, das ist eine größere Stadt. Dort beichteten sie einem deutschen Priester. Ganz versöhnt mit Gott wollten sie in den Ehestand treten. Die Hochzeit selbst war in Lead City. Die Brautleute empfingen nach der Trauung auch die hl. Kommunion. Es waren viele Freunde und Bekannte des Bräutigams zugegen, denn dieser lebte bereits mehrere Jahre dort, und alle hatten ihn gern. Die Braut trug ein ganz langes braunes Wollkleid mit einem großen Samteinsatz und Kragen. Als Kopfschmuck trug sie einen kleinen Hut mit einem Schleier. Kränze zu tragen, war nicht Mode. Trotz ihrer 35 Jahre sah Threse noch ganz jugendlich aus.

Der schlanke Körperbau, die schwarzen gelockten Haare, die schönen braunen Augen, das fein geschnittene Gesicht machten sie anmutig und schön. Der Bräutigam war zwei Jahre jünger. Er war auch ein stattlicher Mann. Seine guten sanft blickenden Augen ließen erkennen, daß Threse die beste Wahl getroffen hatte.

Die Brauereibesitzerin bereitete dem Hochzeitspaar ein gutes reichhaltiges Mahl. Geschenke gab es von allen Seiten. Mutter beschrieb sie uns oft und zählte auf: zwei Plüsch-Schaukelstühle, andere Samtessel, ein roter Plüsch-Diwan, Teppiche, Silberbesteck, ein Tintenfaß und eine Tortenplatte in Silber und noch Verschiedenes. Ein Zimmer konnte mit den Geschenken vollständig eingerichtet werden.

Der Hochzeitstag war verrauscht. Das junge Ehepaar blieb noch einige Monate in der Brauerei. Dann zogen sie in ihr Häuschen. Frenk fand in der nahegelegenen Goldmühle eine gute Anstellung. Er blieb dort, bis er nach vierzehn Jahren in seine Heimat nach Tirol zurückkehrte.

Das gemeinsame Leben verlief in Harmonie, und vierzehn Monate nach der

Hochzeit am 12. Dezember 1893 kam das erste Kind zur Welt. Die Mutter mußte bei der Entbindung sehr viel aushalten. Drei Tage lang kam sie nicht zur Besinnung. Die meiste Zeit in der Schwangerschaft hatte sie mit Stuhlverstopfung zu leiden, deshalb stieg ihr das Blut in den Kopf. Bei der Geburt ging dann doch noch alles gut aus, und das Mädele erhielt den Namen Maria Theresia, man nannte es auf englisch Mary. Das blonde zarte Kindlein wuchs zur Freude der Eltern heran. Und im Alter von eineinhalb Jahren durfte es schon auf Besuch in die Tiroler Heimat reisen. Seine Begleiter waren die Mutter und deren Bruder Lois, der inzwischen auch ausgewandert war und noch eine Virgerin. Auf dem Schiff erkrankte das Kind an einer Art Ruhr. Die Mutter bangte um das Leben der Kleinen und betete viel zur Muttergottes von Obermauern, sie möge das Kind wenigstens solange am Leben erhalten, bis sie an Land kämen. Dann könne sie es zu jeder Stunde holen, sie würde es dann wenigstens in ein ordentliches Grab legen können. Sie hatte leider mitansehen müssen, wie ein anderes Kind, das an der Ruhr gestorben war, ins Meer versenkt werden mußte. Doch die kleine Mary genas und wurde die Freude der Pulverer Verwandten. Die Mutter legte bald nach der Ankunft zu Hause das gerettete Kind Mariele auf den Altar in Obermauern und schenkte es der Muttergottes. Die Himmelskönigin holte es dann wirklich im Alter von zwölf Jahren zu sich in den Himmel.

Acht Monate blieb die Threse mit ihrem Kinde in der Heimat, wo sie sich gut ausrasten und erholen konnte. Damals lebten noch die Eltern und alle Tanten und Onkel, so gab es viel Abwechslung. Threse aber dachte wohl viel an ihren lieben Mann in Amerika. Sie sah klar, wie sie mit ihm so sorglos und schön



1897: Mit Schwesterchen Mary in meinem ersten Lebensjahr in Lead City

leben durfte, war ja gerade in jenem Sommer 1894 die ganze Ernte in Virgen durch Hagelschlag vernichtet worden. Die Bevölkerung litt große Not. Ein Kaufmann aus Lienz, der Tschitscher, bestellte für das Iseltal Getreide und Kartoffeln. Jahrelang mußten dann die Bauern Schulden bezahlen. Den Pulverern ging es besser, sie bekamen das Geld aus Amerika von ihrem Schwiegersohn Franz Lackner zugewiesen. Dem Mariele tat die würzige Höhenluft sehr gut, und es fühlte sich ganz heimisch. Von allen Seiten bekam es „Minzenzuckerlen“ geschenkt. Man wollte es nicht mehr fortlassen aus Angst, es

könnte auf der Reise wieder erkranken. Der Abschied von den Eltern ist der Threse wohl schwer gefallen. Die Pulverer Mutter und die Schwester Moidl begleiteten sie bis Lienz. Ihre Mutter sollte Threse nicht mehr sehen, beim Abschied hat sie furchtbar geweint. Auf der Überfahrt war das Meer sehr stürmisch. Einmal schien das Schiff dem Untergang geweiht. Die Leute stürzten aus den Betten und jammerten und weinten. Threse hingegen blieb ruhig im Bett liegen und betete. Nach der langen Trennung wurden Frau und Kind vom Vater ganz liebevoll empfangen. Sie waren nun noch glücklicher als zuvor.

## Von meiner Kindheit

Nach weiteren zwei Jahren kam das zweite Kind zur Welt und zwar am 30. August 1896. Dieses Mädchel bin ich: Ida Anna Lackner. Ganz im Gegensatz zu Mary war ich bei der Geburt dick, groß und stark. Mary hatte blonde Haare und hellblaue Augen. Ich kam mit dunklen Haaren und schwarzen Augen zur Welt. Ich soll immer der Liebling meines Vaters gewesen sein. Kam Vater von der Arbeit heim, so holte er mich immer aus dem Bettchen.

Das dritte Mädchen, Stefanie Adelheid, wurde genau auf den Tag zwei Jahre nach mir geboren. Ich kann mich noch schwach erinnern, wie das jüngere Schwesterlein als kleines Poppele im Zimmer gebadet wurde. Stammhalter kam leider keiner mehr nach, obwohl sich die Eltern nach einem Buben gesehnt hatten. Auch wir Mädchen hät-

ten noch gerne ein Brüderlein gehabt. Darum riefen wir öfters dem Doktor auf der Straße nach, er soll uns ein Babylein bringen. Da lachte er herzlich und meinte, er habe nur Negerkindlein. Doch mit einem schwarzen Babyle wären wir nicht zufrieden gewesen. Ganz in der Nähe unseres Hauses war der Park. Dort gab es viel zu sehen. Im Sommer zog jeden Sonntag eine andere Nation in ihrer Tracht mit Musik bei uns vorbei, um im Park ein Fest nach Heimatbrauch zu begehen. Es fehlte auch nicht das Karussell mit Pferdchen und Wägelchen. Ein Neger spielte die Drehorgel. Wir durften auch oft aufsitzen und mitfahren. Die Mutter kleidete uns immer schön. Ganz in Weiß, mit Spitzen und Seidenbändern geschmückt, durften wir uns auch im Park aufhalten. Große Seidenmaschen waren an



Ansicht von Lead City, im Hintergrund die Goldmine (Aufnahme etwa 1970)

den künstlich gedrehten Locken angebracht: so war es Mode. Auf dem Kirchengang trugen wir große weiße biegsame Panama-Hüte mit breiten Krempe und langen rosa Seidenbändern, die über den Rücken hinunterflatterten. Wir Mädchen trugen bunte Seidenkleider, Mutter lange und weite Röcke, dazu enganliegende Blusen mit Spitzen- oder Samteinsätzen und bauschigen Ärmeln und hohe Stehkrägen. Ihren kleinen Hut zierten viele Blumen und Straußfedern. Vater hielt viel auf gepflegte Kleidung. Einmal kaufte Mutter einen Hut, der dem Vater nicht gefiel. Öfters in der Nacht ließ er ihr keine Ruhe und sagte, sie soll doch den Hut ausprobieren. Daraufhin entschloß sich die Mutter, einen anderen Hut zu kaufen.

Den andersgläubigen Nachbarn gefiel es immer gut, wenn Vater an Sonntagen mit seiner Familie zur Kirche ging.

Meine jüngere Schwester Stefanie und ich erhielten einmal zu unserem Geburtstag große und schöne Puppen und die Wägelchen dazu. Stefanies Puppe war mit einem dunkelroten Seidenkleid bekleidet, und auch der Schirm auf dem Wägelchen bestand aus demselben Stoff. Meine Puppe hingegen war ganz in Hellblau gehalten. Mary, meine drei Jahre ältere Schwester, fühlte sich für solche Spielsachen schon zu groß. Sie war ihrem Alter an Reife voraus und ein ganz gescheites und geschicktes Mädchel. Viel Freude machte es uns, wenn wir abends den Vater von der Arbeit abholen durften. Die Sirene heulte, und wir Kinder machten uns auf den Weg. Einmal vergaßen wir das ein wenig schmutzige Schürzchen abzuziehen. Da wollte uns der Vater gar nicht erkennen und ging trotz unseres Rufens an uns vorbei. Er sagte, er habe keine unsauberen Kinder. Das merkten wir uns für immer. Untertags liefen wir manchmal zu Vater in die Goldmühle. Es waren dort dreihundert Häm-

mer aus Eisen, die die Steine zerschlugen, in denen sich das Gold befand. Das gab einen furchtbaren Lärm. Die Arbeiter mußten die Ohren mit Watte zustopfen. Mit grellen Pfiffen verständigten sie sich. Über die zerschlagenen Steine floß in einer breiten Anlage ständig das Wasser, welches das Gold herausschwemmte. Bei einem feinen Rechen sammelten sich die Goldkörnchen. Sie wurden herausgenommen und gut verpackt. Jeden Monat führte sie ein eigener Zug, der auch öfters überfallen wurde, nach Chikago. In der Goldmühle hatte jeder Arbeiter seinen Kasten. Vater verwahrte darin immer etwas Gutes für uns Kinder: Zuckerlen, Kaugummi oder gedörrte Zwetschken. ... Jeden Monat wurden die Arbeiter mit Gold ausbezahlt. Viele Frauen hatten leider schon im vorhinein um den ganzen Monatsgehalt des Mannes in den Kaufhäusern eingekauft. Da wurde unser Vater oft beneidet, wenn er den vollen Monatslohn in die Hand bekam.

Was wir zum Leben brauchten, verdiente Mutter durch die Haltung mehrerer Kostgeher aus Virgen. Dadurch hatte sie sehr viel Arbeit. Sie mußte immer sehr früh aufstehen, denn das Mittagessen mußte den Arbeitern mitgegeben werden. Es gab viel zu waschen, zu bügeln und zu flicken. Alle Virger und auch Zillertaler kamen am Sonntag zu uns. Es war oft sehr lustig. Jeder erzählte von seiner Heimat. In einem Wassereimer wurde Bier geholt. Die Mutter kochte Tiroler Speckknödel mit Kraut oder Schlüpfkrapfen.

Wir Kinder lauschten begierig auf die Gespräche der Erwachsenen und konnten uns von der Gebirgsheimat keine Vorstellung machen. Deshalb freuten wir uns sehr, auch bald dorthin fahren zu dürfen. Einmal feierten wir die Hochzeit eines angesehenen Amerikaners mit einem netten Mädchel aus Virgen. (Dieses Mädchen stammte aus dem Pinzgau und war beim

Pulverer als Pflegekind aufgezogen worden.) Unser Vater hatte dieser Adelheid das Reisegeld gesandt, das sie bei uns abdienen durfte. Vor der Hochzeit ließ sich das schöne Mädchen von den amerikanischen Frauen aufhetzen, sie solle am Morgen nach der Hochzeit ja nicht aufstehen, um den Mann zu bedienen, sonst müsse sie dies das ganze Leben tun. So blieb sie auch im Bette liegen, und der arme Gatte wußte nun, daß er ihr das Frühstück zum Bette tragen mußte. Später sind die beiden nach Kalifornien ausgewandert und haben dort eine Bäckerei angekauft. Sie wollten unbedingt unsere Stefanie adoptieren, denn Adelheid war ihre Taufpatin, und sie selbst hatten keine Kinder. Wir haben im späteren Leben nie mehr etwas von ihnen gehört und fürchte-

ten, daß sie durch ein Erdbeben zugrundegegangen waren.

Als unser Haus im Sommer umgebaut wurde, durften wir drei Mädchen zu meiner und Marys Taufpatin nach Raly City auf ihre Farm fahren. Diese war eine Virgerin und hatte einen braven katholischen Weißrussen geheiratet. Dort gab es für uns Stadtkinder viel Neues zu sehen. Mit Pferd und Wagen durften wir herumfahren. Einmal machten wir die Bekanntschaft mit einer anderen Farmerfamilie, die mehrere Stunden entfernt von der Patin lebte. Jener Farmer hatte um das Farmerhaus einen hohen Zaun aufstellen müssen zum Schutz vor den hungrigen Wölfen, die sonst die Kinder und das Kleinvieh aufgefressen hätten. Meine Patin hatte einmal ein schreckli-



Meine Familie mit Patin Adelheid (stehend) im Jahr 1899

ches Erlebnis mit Wölfen. Sie war an einem kalten Wintertag mit Roß und Schlitten in die Stadt gefahren. Auf dem Rückweg durch den tiefen Wald lief ein ganzes Rudel Wölfe auf sie zu. Die ausgehungerten Tiere sprangen die Pferde an und hätten sie beinahe gebissen. Die Tante feuerte mit dem Revolver auf die Tiere los und tötete einen Wolf. Das war ihre Rettung, denn nun stürzten sich die wilden Tiere auf die tote Beute. In rasendem Tempo fuhr die Tante dann weiter. In späterer Zeit sollte meine Taufpatin noch einen anderen großen Schrecken erleben. Der Wirbelwind verfrachtete die ganze Behausung, eine Holzhütte, in die Luft. Sie war damals allein daheim, denn ihr Mann arbeitete auswärts, und sie hatte ja keine Kinder. Mit Schrecken sah sie das Unheil nahen, den Wirbelsturm! Sofort wickelte sie sich ins Federbett ein und verkroch sich unter die Bettstatt. So geschah ihr nichts, und sie blieb unverseht liegen.

Auch bei uns in Lead City war man vor dem Wirbelsturm nicht sicher. Ich kann mich noch gut erinnern, wie er einmal ein Fuhrwerk mit den Pferden in der Luft dahertrug. Mit großer Gewalt riß er Bäume samt der Wurzel aus und schleuderte sie durch die Luft. Wenn wir das Brausen des Sturmes vernahmen und die Luftwirbel nahen sahen, liefen wir zum Schutz gleich in den Keller. Die Witterung war oft sehr ungesund. Drei Sommer hintereinander fiel überhaupt kein Regen. In unserem Garten entstanden durch die große Trockenheit so große Klüfte, daß wir Kinder kaum darüberhüpfen konnten. Es brach auch eine ansteckende Krankheit (ein Fieber) aus, viele Menschen starben daran. Unsere Familie blieb verschont. In Dankbarkeit für Gottes Hilfe spendeten die Eltern für die Kirche zwei große Bilder, eines vom Herzen Jesu, das andere vom Herzen Mariä. Das Klima in Süd-Dakota war eigentümlich. Einmal fiel

im August tiefer Schnee, dann war es wieder furchtbar heiß. Trotzdem blieben wir im großen und ganzen gesund. Die Mutter mußte allerdings zweimal im Jahr (im Frühjahr und im Herbst) die Grippe durchmachen und jedesmal ungefähr eine Woche lang das Bett hüten. Während dieser Zeit führte Mary im Alter von kaum elf Jahren selbständig die ganze Hauswirtschaft. Sie pflegte die kranke Mutter und kochte für uns alle, auch für die Kostgänger. Sie war sehr tüchtig und selbstbewußt. Stefanie und ich mußten ihr alles folgen, und sie hieß uns oft die „Dunderlen“ (Dummerlen) oder die „Fratzen“. Wir hatten sie deshalb nie recht gern. Sie war viel reifer als wir, so hielten Stefanie und ich fest zusammen, und das ist geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mary war viel mit Handarbeiten beschäftigt. Eine Schweizer Frau aus der Nachbarschaft zeigte ihr Verschiedenes. Im Alter von elf Jahren häkelte sie für die Patenkinder der Mutter und für uns insgesamt sechs Unterröcke und für die Mutter einen weißen Wollschal. Jene Schweizerin, namens Frau Müller, war eine Protestantin. Sie hatte Mary, das fleißige und geschickte Mädchel, sehr gern. Öfters sagte sie zur Mutter: „Eure Mary und unser Fritz würden halt gar so gut zusammenpassen.“ Wer weiß, ob sich die beiden jungen Menschenkinder später nicht ineinander verliebt hätten? Unsere Eltern wollten aber von einer Mischehe schon gar nichts wissen und mit Recht! Sie besprachen sich ernstlich darüber und wollten solchen Konflikten aus dem Weg gehen. Sie erkannten, daß es im Tiroler Land doch viel leichter war, gut katholisch zu leben. Hier in Lead City waren viel mehr Gefahren für den Glauben vorhanden, da nur ein ganz kleiner Teil der Bevölkerung katholisch war. So reifte in den Eltern allmählich der Entschluß, für immer in die Heimat, in das katholische Tiroler Land, zurückzukehren. Aber vorläufig blieben

wir noch an Ort und Stelle und spielten fröhlich mit den Kindern der verschiedenen Konfessionen. Wir besuchten die Schule der katholischen Schulschwester und erhielten dort einen ausgezeichneten Unterricht. Als Schulgeld wurde monatlich ein Dollar verlangt. Natürlich sprachen wir in der Schule nur Englisch, Stefanie konnte Englisch sogar besser als Deutsch. Vom Lesen und Schreiben in Deutsch verstanden wir nichts, das sollten wir erst in der Virger Schule lernen.

Die Indianer erregten bei uns Kindern immer großes Aufsehen, wenn sie durch die Stadt zogen. Sie sind die Ureinwohner Amerikas und eigentlich die richtigen Amerikaner. Es hieß immer, ihr Stamm wird bald aussterben, weil nur mehr wenig Indianer in Amerika lebten. Sie fuhren mit großen Wägen heran. Pferde zogen das Fuhrwerk, über das eine große Plache gespannt war. Wir fürchteten uns, wenn die Frauen mit ihren zerzausten schwarzen Haaren und ihren kupferroten Gesichtern unter der Plache herauschauten und wenn wir die schreienden Kinder sahen. Am größten war unser Schrecken, wenn das Fuhrwerk hielt und die Männer an den Wohnungstüren bettelten. Sie trugen auffallend bunte Kleider und auf dem Kopf einen Federschmuck. Schnurstracks liefen wir davon und versteckten uns. Wir meinten wohl, diese Männer seien nun gewiß die Kinderfresser. Von einem Krampus wußte man in Amerika nichts, dafür mußte zur Warnung für die Kinder der Kinderfresser herhalten. Als wir noch sehr klein waren, hatte Mutter immer Angst, wir könnten zum nahen Bahngleis hinüberlaufen, darum mußten wir immer im Garten bleiben, um „vor dem Kinderfresser sicher zu sein.“ Auch die Erwachsenen waren froh, wenn die Indianer das Städtchen wieder verließen. Diese waren ähnlich wie die Zigeuner – verachtet und gemieden. So arm mußten sie ihr Dasein fristen, und doch

hatte ihnen einmal das reiche Land gehört. Jetzt lebten sie in Hütten oder bei Wind und Wetter im Freien, wir dagegen hatten ein so wohliges gutes Heim.

Der Boden unseres Wohnzimmers war mit einem wunderschönen geblühten Plüschteppich ganz belegt. Plüschsessel in verschiedenen Farben und der rote Plüschdiwan (alles Hochzeitsgeschenke) standen darin. Im Schaukelstuhl hielt die Mutter gerne ihr Mittagsschläfchen. Unser Wohnhaus hatte Vater selbst erbauen lassen. Es war schöner als die zwei anderen Häuschen, die er gekauft hatte. Wie alle Einfamilienhäuschen war es ein Holzbau und im Schweizerstil an der Außenseite mit kleinen Holzschindeln verschalt. Damit diese nicht nachdunkeln konnten, wurden sie mit heller Ölfarbe gestrichen. An der Vorderseite waren sehr große und breite Fenster angebracht, die am Rande mit bunten Scheiben geziert waren. Vom Wohnzimmer führte eine Tür auf die große freie Altane hinaus. Dort standen Mutters schöne Blumenstöcke. Auch im Garten hatte sie vielerlei Blumen gepflanzt, denn sie war von jeher eine Blumenfreundin und blieb es bis zum Ende ihres Lebens. Wenn wir als kleine Kinder ein Blümchen abrissen, dann schlug sie uns fest auf die Händchen, sodaß wir's uns gerne merkten! Man trat von rückwärts in das Haus und gelangte in einen Vorraum. Dort wurden die Oberschuhe (Galoschen) ausgezogen. Eine Tür führte in die geräumige Wohnküche mit der Speis. Durch eine andere Tür kam man ins Wohnzimmer, das ich schon beschrieben habe, und durch dieses weiter in das Schlafzimmer. Im oberen Stockwerk befanden sich noch Mansardenzimmer. Die Böden waren mit Ausnahme des Wohnzimmers mit hellbrauner Ölfarbe gestrichen und mit Läuffern belegt. Es ist also kein Wunder, wenn sich unsere Mutter sehr schwer von diesem schönen Heim getrennt hat, und



man kann verstehen, wenn sie später immer noch vom „wilde schienen Leben“ in Amerika geschwärmt hat und nicht müde wurde, davon zu erzählen.

Im Jahre 1905 verkauften die Eltern dann zwei von den drei Häuschen. Für das dritte konnten sie damals noch keinen Käufer finden, so überließen sie vor unserer Abreise den Verkauf meiner Taufpatin, der Farmerin in Raly City. Doch auch sie hatte vorläufig kein Glück. Meine Eltern hatten vor, im Herbst 1905 nach Tirol zurückzukehren. Es brachen damals unter den Arbeitern öfters Streiks aus. Doch der Hauptgrund für die Abreise war, wie schon früher angegeben, das seelische Wohl und die religiöse Geborgenheit der Kinder. Vom rein irdischen Standpunkt aus gesehen, wäre es für uns bestimmt gescheiter gewesen, in Amerika zu bleiben. Zwölf Jahre lang hatte Vater nun schon in der Goldmühle fleißig gearbeitet und war wegen seiner Ehrlichkeit immer beliebt gewesen. Wie oft hätte er Gelegenheit gehabt, Goldkörnchen für sich auf die Seite zu legen! Er hat sich aber nie an fremdem Eigentum vergriffen. Man wollte ihn zum Vorarbeiter befördern. Der Dienst wäre viel leichter gewesen, er hätte nur mehr die Aufsicht zu führen gehabt, ohne selbst zu arbeiten. Auch die Bezahlung wäre besser gewesen. Er lehnte jedoch die Beförderung ab und blieb lieber ein einfacher Arbeiter. Sein gutmütiges Wesen sträubte sich gegen den Beruf eines Aufsehers, denn er hatte die Mängel und Fehler seiner Mitarbeiter genügend kennen gelernt und es war ihm klar geworden, wieviel unliebsame Auseinandersetzungen ihm bevorständen, wenn er diesen verantwortungsvollen Dienst übernehme.

Im selben Jahr (1905) traf es sich auch, daß der schöne Mesner Hof in Virgen-Obermauern versteigert wurde. Auf diesem Hof hatte meine Mutter, wie schon

längst erzählt, sechs Jahre lang als Dienstmagd gearbeitet. Sie beeinflusste den Vater, dieses „Hoamatl“ für uns zu kaufen. So wurde nun der Schwager Rainer (Hausname Summinger) aus Virgen beauftragt, den Hof zu steigern. Er erhielt ihn für 12.000 Gulden. Der Vater überwies das Geld durch eine Bank. Nun hatten wir in Tirol bereits eine neue Heimat. Wir rüsteten zur Abreise. Außer den zwei Häuschen verkauften wir noch vieles, was wir nicht mitnehmen konnten oder schenkten es den bekannten Virgern und den Nachbarn. Wir Kinder freuten uns natürlich auf die Reise und waren neugierig, wie es dann in Tirol ausschauen würde. Wir hatten ja schon so viel von diesem Land gehört. Eines Tages kam der Vater mit einem Hut voll Goldmünzen (Dollar) nach Hause. Soviel kostete die Reise für sechs Personen, denn auch Onkel Franz, Mutters jüngster Bruder, wollte uns fünf Familienmitglieder begleiten. Er war bereits vor sechs Jahren nach Lead City ausgewandert. Mit Schuhflicken hatte er sich bereits ein nettes Vermögen erarbeitet. Das Sohlen für ein Paar Schuhe kostete einen Dollar. Wir Kinder hielten uns oft in seiner Werkstatt auf und trugen ihm manchmal die Schuhe aus. Wir hatten Onkel Franz sehr gern und er uns auch, er wollte ohne uns nicht mehr in Amerika bleiben. Im Sommer 1905 erkrankte ich an einer langwierigen eitrigen Mandelentzündung. Öfters war ich dem Ersticken nahe, so mußte mir der Arzt mit einer Nadel das Geschwür aufstechen. Eiter und Blut spritzten in weitem Bogen heraus. Ich weiß noch, wie Mary entsetzt davonlief. Die Eltern hatten großen Verdruß mit mir, sie fürchteten, ich könnte die Reise nicht ermachen. Zuerst riet der Arzt zu einer Mandeloperation, dann aber meinte er, der Klimawechsel würde sich auf das Leiden günstig auswirken, und darin sollte er auch recht haben.

## **Unsere Heimreise nach Tirol Ankunft in der Heimat**

Im September 1905 nahmen wir von unserem Geburtsort in Amerika Abschied und traten die weite Reise übers Meer an. Jedes Kind erhielt sein Gepäck zugewiesen, dafür war es verantwortlich. Die kleine siebenjährige Schwester Stefanie mußte die Schirme und Spazierstöcke tragen, ich als neunjähriges Mädchel übernahm ein Kofferle. Der Schwester Mary konnte man schon ein wertvolleres Gepäck anvertrauen. Soviel ich mich erinnern kann, trug sie die Silbersachen und andere Wertgegenstände. Nie haben wir etwas verloren oder vergessen, obwohl wir öfters in der Nacht umsteigen mußten und aus dem tiefen Schlaf gerissen waren. Das Reisen war recht angenehm, alle Bahnwägen, auch die der dritten Klasse, waren gepolstert, man konnte die Lehne herunterlassen und sich's zum Schlafen bequem einrichten. Bei jedem längeren Aufenthalt versorgte uns der gute Vater am Bahnhof mit frischen Lebensmitteln, Obst, Schokolade und Erfrischungen.

Auf dem Schiff gefiel es uns Kindern besonders gut. Mir schadete die Seefahrt gar nichts, ich war immer gesund. Stefanie und ich blieben sogar von der Seerkrankheit verschont. Ein einzigesmal mußte ich ein wenig brechen. Auf dem Verdeck durften wir mit anderen Kindern Verstecken spielen. Inzwischen beobachteten wir wieder die großen und kleinen Fische und warfen ihnen allerlei Eßwaren ins Wasser, sie verschlangen sie gierig. Lange Zeit folgte dem Schiff ein ganz großer dicker Fisch. Ein Mitreisender vertrieb sich mit uns Kindern gern die Zeit. Auch mich hob er auf und hielt mich über das Meer hinaus, wobei er mich neckte, er werde mich ins Wasser werfen.

Mary mußte einen großen Verdruß, an dem sie schließlich selber schuld war, erleiden. Als Erinnerung an Lead City

kaufte der Vater zum Abschied jedem Mädchen einen goldenen Ring mit Weinlaubverzierungen in den drei verschiedenen Goldfarben, wie sie dort vorkommen. Da die Ringe für uns jüngere Geschwister, Stefanie und mich, zu groß waren, durften wir diese noch nicht tragen. Mary fühlte sich natürlich schon gescheit genug, auf ihren Ring achtzugeben, und nach wiederholtem Bitten und Betteln bekam sie endlich doch die Erlaubnis, den Ring zu tragen. Im Waschraum des Schiffes legte sie ihn an den Rand des Waschbeckens und vergaß, ihn wieder anzustecken. Später, als sie den Ring vermißte, war er nicht mehr zu finden. Alles Herumfragen war vergeblich. Wahrscheinlich war er durch das Schaukeln des Schiffes in das Ausgußrohr gerutscht und ins Meer gefallen. Mary weinte bitterlich, aber Vater hatte kein großes Erbarmen mit ihr und sagte: „Siehst du, hättest du gefolgt wie die anderen zwei, dann wäre das nicht passiert!“

(Nb.: Auch Stefanie sollte den Ring auf einer späteren Reise von Virgen ins Zillertal verlieren. Wir aßen damals während der Fahrt mit dem Stellwagen nach Lienz Eier, und Stefanie, der der Ring immer noch zu groß war, streifte mit den Eierschalen auch den Ring zum Fenster hinaus. Wie stiegen aus und suchten nach dem wertvollen Kleinod, bis der nächste Stellwagen eintraf, aber auch diesmal hatten wir kein Glück. Stefanie berichtete ihrer Taufpatin in Amerika von dem Verlust, worauf ihr diese einen ganz gleichen Ring schickte. Ich als einzige habe den Ring treulich gehütet. 44 Jahre steckte er an meinem Finger, bis er im vergangenen Jahr 1949 an Altersschwäche zerbrach. Auch die Weintraubenverzierung war durch das ständige Tragen nicht mehr erkennbar gewesen. Ich

schenkte den Ring meiner ältesten Tochter Luise, die das Gold für eine Zahnkrone verwendete. Auch der Ring aus Kalifornien ist in Luisis Besitz übergegangen, denn sie erhielt ihn als Gotlgeschenk von meiner Schwester Stefanie.)

Während der Fahrt über das weite Meer saßen wir auch gern bei unseren lieben Eltern. Dann sangen wir die Tiroler Liedlein, die wir von Mutter in Amerika gelernt hatten. Eines davon paßte besonders gut, es heißt:

Als ich, als ich, als ich ein Jüngling  
noch war,  
liebt' ich ein Mädchen von  
achtzehn Jahr.  
Es kann ja nicht immer so sein,  
es muß geliebet sein!  
Schifflein, Schifflein, Schifflein auf  
blauer Flut,  
schaukle, schaukle, schaukle der  
Heimat zu!

Wir sangen auch gern:

- 1) 's Wegerl ist schlüpfrig und stoanig  
und stoanig und stoanig.  
's Wegerl ist schlüpfrig und stoanig,  
und 's Steigerl ist a viel zu schmal.
- 2) I geh' zu mein' Dirndal alloanig,  
alloanig, alloanig.  
I geh' zu mein' Dirndal alloanig,  
alloanig, ja heut' bei der Nacht.
- 3) 's Dirndal ist sauber vom Fuß bis  
zum Kopf,  
vom Kopf bis zum Fuß, vom Fuß  
bis zum Kopf.  
Am Hals hat's a Bingerl, dös hoäßt  
man den Kropf,  
dös hoäßt man den Kropf, bei der  
Nacht.

Der Onkel Franz, der ebenso wie unsere Mutter ein gutes Musikgehör besaß, sang Baß, Mary hatte eine helle schöne Sopranstimme, und ich durfte mit Mutter Alt singen. Stefanie war mit sieben Jahren noch zu klein, auch fehlte ihr das gute Gehör, sie muß dem Vater nachgeschlagen sein. Wenn Vater seine Stimme

erschallen ließ, bat ihn die Mutter öfters, er solle aufhören, er singe so „ungeweißig“. Vater lachte dann erstaunt, denn er war der Meinung, daß es sehr gut gestimmt hätte. Aus einem englischen Liederbuch sangen wir Kinder auch englische Lieder mit sehr schönen Melodien. Später lieh der Virger Lehrer dieses Buch aus und gab es uns nie mehr zurück, was uns oft sehr reute.

Die Tage der Überfahrt vergingen rasch, und bald wurde das Land sichtbar. Mit Freude betraten wir in Le Havre den Erdteil Europa und fuhren dann bald nach Paris weiter. Dort kaufte Vater für Mary einen braunen Mantel und einen weißen Filzhut. Wir besichtigten ein wenig die Stadt und reisten dann weiter, bis wir am dritten Tag in Innsbruck ankamen. Hier erhielten Stefanie und ich schöne Matrosenmäntel. Wir übernachteten im Hotel Europa und fuhren am nächsten Tag weiter nach Schwaz. Von dort aus stiegen wir den Galzeinberg hinauf, wo auf „Axdorf“ Vaters älteste Schwester, die Liesl, samt Familie lebte. (Der Bauernhof „Axdorf“ gehörte dem Grafen Enzenberg von Schloß Tratzberg bei Jenbach, der ihn verpachtet hatte.) Die Verwandten auf Axdorf hatten alle miteinander keine Ahnung von unserem Eintreffen. 23 Jahre hatten sich die Geschwister nicht mehr gesehen. Als Vater zuerst allein in die Stube trat, saß gerade die ganze Hausgemeinschaft bei der Jause um den Tisch herum. Niemand erkannte ihn. Doch da auf einmal schrie der Bruder Stanis, der auch am Hof arbeitete, höchst überrascht auf: „Jegerl, dös is ja der Franzerl!“ Dann sprangen alle in die Höhe, und die Freude, das frohe Begrüßen, Verwundern und Bestaunen wollte kein Ende nehmen, denn inzwischen waren auch die Mutter und wir Kinder in die Stube gekommen.

Uns Kindern war so vieles neu. Zum erstenmal sahen wir einen Tiroler Bau-

ernhof, eine Küche mit offenem Herd, hinter dem die Hennensteige stand. Stefanie setzte sich darauf und fing an zu erzählen und zu plaudern, das meiste auf Englisch, denn diese Sprache beherrschte sie besser als Deutsch. Über das „g'schaftige Dirndel“ mußten die Leute herzlich lachen. Zu Axdorf konnten wir uns nach der weiten Reise ausrasten. Wir Kinder spürten zwar nichts von Müdigkeit, wir tollten herum und spielten mit dem großen Hund. Die Steine, die wir über den Hang hinunterwarfen, holte er brav zurück und wedelte mit dem Schwanz. In der Kammer, in der wir schliefen, lagen ganze Apfelberge, über die wir klettern mußten, um ins Bett zu gelangen. Vater und Onkel Franz unterhielten sich mit den Mannsleuten sehr gut und tranken mitsammen manch gutes Tröpflein Selbstgebrannten.

Die Tante Liesl hatte drei Buben und drei Mädchen. Das Nannerl, die Älteste, war damals schon verheiratet und hatte am Fuße des Galzeinberges ihr Heim gefunden, den Dufter Hof. Zu den zwei Kindern, die damals schon lebten, sollten später noch weitere vierzehn dazukommen. Die anderen fünf Kinder der Tante Liesl arbeiteten alle auf dem heimatlichen Hof Axdorf und auch noch die zwei Brüder unseres Vaters: Der Stanis und der Wastl. Sie sind auf Axdorf gestorben. Hier lebte auch dreißig Jahre lang mein Großvater (mit dem diese Geschichte angefangen hat). Er entschlief ganz friedlich ein Jahr vor unserer Heimkehr nach Tirol am 22. Juni 1904 im Alter von 106 Jahren. Er war nie krank gewesen, Altersschwäche führte seinen Tod herbei. Es tat uns sehr leid, daß wir unseren Großvater nicht mehr sehen und kennenlernen durften. Besonders Vater schmerzte es. Früher kamen immer viele Leute zu Großvater. Sie wollten den ältesten Mann von Tirol sehen. Wir erfuhren von Großvaters Tod zuerst durch die Tageszeitung in Amerika,

in der auch sein Bild gezeigt wurde. Vater war damals sehr gerührt, er weinte bitterlich. Heute, wenn ich den Axdofer Hof betrete und das schöne Bild von Großvater dort sehe, überkommt mich jedesmal ein wehmütiges Gefühl, obgleich ich den guten alten Mann niemals persönlich gekannt habe, vielleicht ist es das Heimweh nach den entschwundenen Zeiten der Kindheit und Jugend.

Nach einer Woche Aufenthalt in Axdorf ging die Fahrt weiter ins schöne Zillertal. Nach 23 Jahren sollte mein Vater seine Heimat wieder sehen. Wie freute er sich und wir mit ihm! Oft und viel hatte er uns vom Zillertal erzählt, und jetzt waren wir da und sahen mit eigenen Augen, was uns in Amerika noch märchenhaft erschienen war. Beim Bräu in Zell am Ziller kehrten wir ein und erkundigten uns nach dem Johann Lackner, dem ältesten Bruder des Vaters. Der Wirt schickte nach ihm. Johann erschien bald und erkundigte sich wichtig, was die Herrschaften von ihm wünschten. Vater lachte nur ein wenig verschmitzt und antwortete gar nichts. Da ging dem „Hannes“ ein Licht auf, und er rief ganz feierlich aus: „Bruderherz, sei begrüßt!“ Nun umarmten sich die Brüder in freudigem Wiedersehen. Wir begaben uns bald ins Häuschen des verwitweten Bruders von Vater. Die ältere Tochter Moidal führte ihm die Wirtschaft, die jüngere, Liserl, war in Salzburg in ein Kloster der Barmherzigen Schwestern eingetreten und schon früh als junge Nonne gestorben. Moidal glaubte auch, den Ordensberuf zu haben, hatte es aber hinter den Klostermauern nur vierzehn Tage ausgehalten. Ihre verstorbene Mutter war in ihrer Jugend ebenfalls im Kloster gewesen. Sie war aber nach einigen Jahren wieder ausgetreten und hatte dann später den Johann Lackner geheiratet. Das gab damals ein großes Aufsehen. Ein Bauer verlor dabei durch eine verspielte Wette seine beste Kuh, denn er

hatte es nicht für möglich gehalten, daß diese fromme Jungfrau und ehemalige Klosterfrau im Hafen der Ehe landen würde. Und was für ein Original sie sich mit Hannes zum Ehegesponsen erwählt hatte! Unser Onkel Hannes war nämlich in der Gemeinde Zell „Mädchen für alles“. Er bekleidete den Posten eines Gemeindedieners. Als solcher mußte er öfters in Uniform ausrücken und im Namen des Gesetzes einen Vagabunden per Schub zum Bezirksgericht Schwaz befördern. Da setzte er dann immer die Amtsmiene auf und sprach nur hochdeutsch. Einen weiteren verantwortungsvollen Dienst leistete er als Nachtwächter. So gefiel er den Fremden am besten, oft wurde er in seiner schmucken Nachtwächtertracht gemalt oder fotografiert. Diese Uniform bestand aus einem langen braunen Lodenmantel und einem hohen Hut mit aufgestützter Krempe und Feder. Bestand irgendeine Gefahr, dann blies er ins Horn. Als Waffe trug er eine lange Lanze bei sich. Die große Laterne spendete ihm Licht. Zur vollen Stunde sang er mit lauter Stimme:

Liebe Leutlen, laßt's euch sag'n,  
 der Hammer im Turm hat elfe  
 g'schlag'n,  
 nehmt's euch vorm Feuer in acht!  
 Gute Nacht! Gelobt sei Jesus Christus!

Aus den Fenstern ertönte dann häufig die fromme Antwort: In Ewigkeit. Amen! Darüber freute sich der gottesfürchtige Hannes ganz besonders. Der kräftige Nachtgesang trug dem Ziegeler Hannes (so wurde er allgemein genannt, weil sein Vater in Ramsau Ziegelbrenner gewesen war) manch gutes Tröpflein ein, das hauptsächlich die Fremden spendeten. Um ihnen dankbar entgegenzukommen, drückte er mitunter gar ein Äuglein zu, wenn die Polizeistunde heranrückte und die lustigen Gäste noch frohgemut in den Wirtsstuben beisammen saßen.

Eine sehr schwere Arbeit versah mein Onkel als Totengräber. Doch etwas Angenehmes hatte auch dieser Dienst. Er durfte nach jedem größeren Begräbnis bei der Totenzehrung im Gasthaus mithalten. Bis zum Weltkrieg 1914 wurde da jedesmal ein Festessen aufgetragen wie bei einer Hochzeit. Viele Gäste waren geladen, erst gegen vierzehn Uhr ging man heim. Man bekam zuerst Nudelsuppe mit Würstl, dann Speckknödel mit Kraut, im Rohr gebakene Leber mit Beilagen und Rindfleisch mit gerösteten Kartoffeln. Nach längerer Pause gab es einen fetten Schweinsbraten, Salzkartoffeln und Salat. Zum Schluß aß man noch Krapfen mit Zwetschkenkompott. An Getränken fehlte es natürlich keineswegs, und so wurden auch Räusche geliefert. Bevor die Leute heimgingen, betete der Totengräber noch den Englischen Gruß



Mein Onkel Hannes in „Amt und Würden“

vor. Man erzählte sich, daß die Zehrkosten manchmal so groß waren, daß ein weniger bemitteltes Bäuerlein an den Schulden jahrelang zu tragen hatte. Ein jeder wollte eben „rantig“ tun! Im Dienste der Kirche fuhr Onkel Hannes alljährlich am Gründonnerstag nach Salzburg, um das heilige Chrisam-Öl für alle Tiroler Dekanate (*muß wohl heißen: Pfarren – Anm.*) der Diözese Salzburg zu holen. An den verschiedenen Bahnhöfen mußte er die heiligen Gefäße den Wartenden übergeben. Zu guterletzt kann ich von meinem Onkel noch erzählen, daß er ein sehr guter Theaterspieler war. Unter seiner Leitung und Beratung konnte in Zell das erste Theaterstück aufgeführt werden. Er gründete den Zeller Theaterverein. Häufig übernahm er selbst Hauptrollen. Mit seiner eindrucksvollen Gestalt und dem schönen Vollbart stellte er mit Erfolg manch stolzen Ritter dar. Die Zeller spielten damals meistens religiöse Stücke: Die hl. Genevieve, Elisabeth von Thüringen, Rosa von Lima, die hl. Hildegard, Maria Lourdes, die Reise nach Loreto ... Solche Aufführungen erforderten viel Verständnis, Unternehmungsgeist und große Arbeit. Man denke dabei nur an die Erstellung der Kostüme.

Alle seine Ämter versah Onkel Hannes bis ins hohe Alter. Seine Tochter Moidal verbrauchte ihm das hart verdiente Geld. Auf ihre Bitten hin ließ sich der gutmütige Vater erweichen und verkaufte das Häuschen. Das Geld verbrauchte Moidal auf ihren vielen Wallfahrtsreisen. Zweimal war sie im Heiligen Land und besuchte alle heiligen Stätten. Einmal war sie in Rom und einmal in Lourdes. Voll Begeisterung erzählte sie immer wieder, was sie überall erlebt hatte.

Die nahen und kleineren Wallfahrtsorte besuchte sie selbstverständlich auch gern. Sie war seit jeher eine fromme, ehr- und tugendsame Jungfrau, die in

Innsbruck im Kanisianum öffentlich das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abgelegt hatte. Später wurde sie meine und Stefanies Firmpatin, die „Zillertaler Gotl“, wie wir sie nannten.

Nach dieser langen und abschweifenden Erzählung wollen wir von Onkel Hannes und Moidal Abschied nehmen und den Bericht über unsere Reise über den Brenner nach Virgen beginnen.

Unser Endziel war also Virgen, die alte Heimat unserer Mutter, die nun unsere neue Heimat werden sollte. Wie freuten wir uns darauf! Wir sollten einen Stall mit Kühen und „Kalbelen“ haben, das gefiel uns Kindern sehr gut. Doch als wir von Lienz aus mit dem Stellwagen durchs Iseltal fuhren, schauten wir enttäuscht die immer einsamer und öder werdende Gegend an. In Huben, wo das Tal besonders eng ist und die schroffen Felsen gleich neben der Straße stehen, wurden wir immer stiller, und ich fragte verwundert den Vater: „Papa, wo kommen wir denn da hin?“ Er antwortete etwas unwillig: „Ich weiß nicht, wohin uns die Mama führt.“ Vielleicht verglich er dieses düstere Hochgebirgstal mit dem schönen grünen heiteren Zillertal.

Spät abends trafen wir in Mitteldorf bei Mutters jüngster Schwester ein. Das Liesele begrüßte uns herzlich lachend und zog zu unserer Überraschung an ihrer Pfeife. Wir übernachteten bei ihr, und am nächsten Tag ging's zum Summinger, dem Heim von Tante Moidl. Dort hielten wir uns wieder einen Tag und eine Nacht auf, nur wir Kinder mußten wegen Platzmangel beim Pulverer schlafen. Stefanie, die bisher immer bei Mutter geschlafen hatte, weinte furchtbar. Man mußte ihr die kleinen Kätzchen ins Bett bringen, um sie zu beruhigen. Ich bin in der Nacht über die lange Stiege hinunter gekugelt. Da erschrakten alle sehr, ich natürlich am meisten.

## **In der neuen Heimat beim Mesner in Obermauern / Virgen**

Am dritten Tag nach unserer Ankunft in Virgen zogen wir in unser neues Heim ein. Das fast neu erbaute Mesnerhaus mit seinen drei Söllern kannten wir schon vom Foto aus. Voll Freude liefen wir mit dem Hausschlüssel voran und sperrten die Tür auf. Flugs bestiegen wir den Söller, jubelten und winkten unseren Eltern entgegen. Das Landleben, das nun begann, war für uns Stadtkinder natürlich ganz neu. Die zwei kleinen Pferde erwählten wir zu unseren besonderen Lieblingen. Wir ritten auf ihnen herum. Dabei erging es mir einmal wie dem biblischen Absolon. Mein Rößl lief plötzlich so schnell durch den Garten unter dem Apfelbaum dahin, und ich blieb mit den Haaren an seinen Ästen hängen. Sehr gern hatte ich die „Kalbellen“. Zweieinhalb Stunden vom Heim entfernt hatten wir eine Alm, auf der die

Kälber geätzt wurden. Sie hieß Nil. Dreimal in der Woche stieg ich am Nachmittag mit Salz und Kleie für die Tiere hinauf. Wie fein dünkte mich dieser Ausflug in der guten Almluft! Die Schulzeit war damals viel kürzer, so hatte ich genügend Zeit. Auf dem Heimweg jodelte und sang ich voller Lust und Übermut. Einmal, an einem Mariä-Himmelfahrtstag (15. August) wollte Stefanie auch mitgehen. In Werktagskleidern machten wir uns auf den Weg. Stefanie hatte einen alten Strohhut auf, dessen „Gupf“ etwas zerrissen war. Als wir schon ein Stück durch den Wald gewandert waren, fing sie auf einmal zu weinen an und wollte unbedingt zur Mama gehen. Sie lief mir einfach davon und ging schnurstracks in die Obermaurer Kirche hinein, die vollbesetzt war, weil gerade die Festtagsandacht abgehalten wurde.



Der Mesner Hof in Virgen-Obermauern (Aufnahme etwa 1920)

Mutter hatte ganz vorne ihren Platz eingenommen. Während sich Stefanie nun vordrängte, riß ihr ein witziger Bursche das Hutkapperl ganz weg und zog ein „Schüppl“ Haare durchs Loch hervor. Daß sich die Mutter „so wilde geschumt“ (sehr geschämt) hatte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Zu Hause dann bekam das etwas verzogene Kind einmal tüchtige Schimpfer. Stefanie durfte jetzt auch nicht mehr im Zimmer bei den Eltern schlafen wie einst in Amerika, denn wir Mädchen hatten unsere Betten in der großen Dirnkammer. Wenn das „Kindle“, so hieß man Stefanie oft, nachts erwachte, kam es öfters vor, daß sie aus dem Bette sprang und weinend und bettelnd an der Elternkammer um Einlaß bat. Mutter mußte sich dann alle Gewalt antun, um nicht weich zu werden. Mit der Zeit gab Stefanie wohl nach und ergab sich in ihr Schicksal.

Da fällt mir gerade noch was Lustiges ein. Wir hatten eine junge Magd mit Namen Moidl. Sie ging meistens mit uns schlafen und trug in der Dunkelheit die Laterne voraus. Während wir uns in der Kammer auszogen, betete sie mit uns laut den Englischen Gruß. Einmal waren wir beim Nachbeten etwas nachlässig und müde. Da schrie sie uns an: „Betet's einmal nach, ös unguat'n Fratz'n!“ In dem Moment ertönte draußen vor dem Fenster auf der Leiter die Stimme der „Gass'ler Buben“: „Heilige Maria, Mutter Gottes ...“ Jetzt aber fand die Moidl flink ins Bett, und die Laterne war im Augenblick gelöscht. Da wir einen derartigen Besuch vor dem Fenster noch nie erlebt hatten, fürchteten wir uns sehr. „Moidl, tun sie uns wohl nichts?“ jammerten wir verzagt. „Seid's nit stille?“ gebot sie uns. Und die Gass'ler lachten noch lange vor dem Fenster und machten ihre Witze.

An den Hohen Frauentagen besuchten uns immer viele Verwandte, die die

Wallfahrt nach Obermauern machten. Wie an einem Festtag üblich, kochte Mutter dann gut auf. Es gab ganz gute Speck-Knödel mit feingehacktem Rübekraut, obendrauf noch Strauben, „Mohnpingelen“ und Kaffee.

Am Heiligen Abend durften wir dem Christkind Krapfen auf den Altar hinlegen. Das war eine große Weihnachtsfreude. Bei der Christmette betete ich immer wieder mit großer Andacht das Gebet, das uns Mutter gelehrt hatte: „Lieb's Christkindl, i dank dir, daß du vom Himmel herabgestiegen bist, um uns zu erlösen und ewig selig zu machen.“ Wir bekamen keinen Christbaum mehr wie in Amerika, denn man bat unsere Eltern, diesen neuen Brauch in Virgen nicht einzuführen. Auch die Geschenke blieben aus. Es gab ja jetzt keinen fixen Monatsgehalt mehr, was den Vater auch manchmal verdroß. Mich wundert es, daß wir Kinder bei diesen Entbehrungen nicht unzufrieden waren. Dafür durften wir nun rodeln, dieses Vergnügen hatte es wieder in Amerika nicht gegeben. Einmal wäre ich beim Schlittenfahren beinahe verunglückt. Die Rodel kam mir aus und fiel in den tiefen Bachgraben, zum Glück konnte ich mich noch am Brückenbaum festhalten. Bestimmt hat mir der Schutzengel geholfen, ich hätte tot sein können!

Für Mary hingegen sollte bald das letzte Stündlein schlagen. Schon im ersten Winter in Virgen am Silvestertag 1905 hatte sie sich stark verkühlt. Wir machten damals mit unserer Magd die einstündige Wallfahrt zum Silvester-Kirchlein. Erhitzt kamen wir an, wir bekamen im Kirchenraum keinen Platz mehr und mußten während des langen Gottesdienstes im Schnee draußen stehen. Mary war damals gerade zwölf Jahre alt, schon sehr groß und schlank gewachsen, etwas frühreif und von zartem Körperbau. Der Klimawechsel in



den Entwicklungsjahren wird für sie nicht am besten gewesen sein. Die Erkältung am Silvestertag führte zu einem schlimmen Leiden. Mary bekam geschwollene schmerzende Beine und konnte nicht mehr zur Schule gehen. Später wurde ihr Leib ganz hart. Sie konnte das Bett nicht mehr verlassen. Mutter behauptete, alles hänge mit Störungen in der Entwicklung zusammen, doch der Arzt aus Windisch-Matrei glaubte das nicht. Er meinte, Mary sei dafür noch viel zu jung. Vielleicht hat er das Mädchel ganz falsch behandelt? Die Bauch- und Fußschmerzen wurden immer stärker, unsere arme Schwester schrie oft laut vor lauter Weh. In den letzten Tagen und Nächten hörte man nur mehr ihr Schreien: „Mami, Mami!“ Das ging den Eltern durch Mark und Bein, da sie dem armen Kind nicht helfen konnten. Stefanie und ich verstanden es zu wenig. Am Freitag, den 27. März 1906 schickten uns Vater und Mutter zur nahen Wallfahrtskirche Maria Schnee, wir sollten die Muttergottes inständig bitten, Mary bald zu sich zu nehmen. Sie lag schon seit dem Scheidungsläuten um neun Uhr im Sterben, das Herz war so stark. Als wir dann endlich heimkamen, war Mary gerade verschieden. Im letzten Todeskampf soll das Herz hörbar gebrochen sein. Man bahrte unsere tote Schwester „sichtbar“ auf. Sie trug ein weißes Kleid und das Unschuldskränzlein. Sehr viele Leute gaben ihr Weihwasser. Die Nachbarinnen brachten, so war es Brauch, Mehl, Milch und Eier ins Haus, denn es wurden viele Krapfen gebacken, von denen den Besuchern mitgegeben wurde.

Stefanie und ich freuten uns über die außergewöhnlichen Begebenheiten. Nach dem Begräbnis durften wir alle Dorfkinder einladen. Man tischte ihnen ein Weinbeerlmus mit viel Zucker und heißer Butter auf. Obendrauf gab es

noch Strauben und Kaffee. Dafür mußten alle Kinder für die Verstorbene den Rosenkranz beten. Als Andenken an Mary nahmen wir gerne die vielen Zuckerkerlen in Empfang, die sie während der Krankheit geschenkt erhalten und nicht herausgegeben hatte.

Am 1. April 1906 wurde unsere Schwester begraben. Vor zehn Jahren hatte sie unsere Mutter in der Obermaurer Kirche der Muttergottes geschenkt (wie schon früher berichtet), und nun hatte die Himmelskönigin ihr Kind zu sich genommen.

In unserem Heim war es nun traurig. Die Mutter weinte viel und konnte es im Hause fast nicht mehr aushalten. In der Nacht vermochte sie nicht einzuschlafen. Die überspannten Nerven ließen sie Marys Schreie hören: „Mami, Mami!“ Da nahmen wir ein ein-half-jähriges uneheliches Kind mit Namen Mariele in Pflege und nannten es wieder Maryle. Vater ließ von Marys erspartem Geld einen schönen Grabstein mit einem großen weinenden Engel aufstellen. Er trug die Inschrift:

Hier ruht unser liebes unschuldiges Kind, Maria Theresia Lackner, geboren am 14. Dezember 1893 in Lead City, gestorben nach langem Leiden am 27. März 1906 in Virgen.

Wir wollten dich pflegen in unserer neuen Heimat mit treuer Hand. Dann holte dich Gott in das wahre Himmelsland.

Nun ruhst du aus im Rosengarten und willst auf deine Eltern warten.

Stefanie und ich gingen fleißig in die Volksschule in Virgen, an der auch Tertiarschwester unterrichteten. Wir mußten wieder von vorne anfangen und in Deutsch lesen und schreiben lernen. In Virgen empfingen wir auch die erste hl. Kommunion.

Wie einfältig und „unverdorben“ wir waren, zeigt folgende Geschichte: Gar zu gern hätten wir ein lebendiges kleines „Poppele“ gehabt. Einmal bestürmten wir wieder die Mutter, sie möge doch eines kaufen. Um uns abzulenken, meinte sie, sie könne da nichts machen, die Poppelen habe der Herr Pfarrer alle in seinem Kasten eingesperrt. Ohne uns lange zu besinnen, machten wir uns auf den Weg zum Pfarrhof. Als der gute Herr Pfarrer unsere Bitte angehört hatte, mußte er hellauf lachen; er tröstete uns, die Poppelen seien noch nicht ausgepackt, wir sollten halt ein anderesmal kommen. Voll Zuversicht und freudestrahlend meldeten wir nun zu Hause: „Mami, Mami, jetzt kriegen wir dann ein Poppele. Der Herr Pfarrer hat's gesagt.“ Der Mutter war unser Vorgehen wohl zu dumm, sie hatte uns nicht für so wagemutig gehalten.

Einmal luden die Eltern die Kirchensänger in unser Haus ein. Diese sangen auch das Lied: „Zillertal, du bist mei' Freud“. Nun überkam den Vater Heimweh und eine große Sehnsucht nach dem Zillertal. Ihm wollte es in Virgen schon gar nicht gefallen. Der Mesnerhof trug nicht viel ein, man mußte das ganze Jahr fast umsonst arbeiten. Das verleidete den guten Vater. Er sehnte sich nach dem schönen Zillertal. So kamen die Eltern überein und beschlossen, den Hof wieder zu verkaufen. Käufer wurde Onkel Franz, der sich in Amerika durch Schuhflicken ein nettes Vermögen erspart hatte. Er war mit einer Bauerntochter, der Motschen Moidl, verheiratet.

Bevor wir in unserer Erzählung von Virgen Abschied nehmen, noch ein paar Worte über die Hochzeit von Onkel Franz, an die ich mich noch gut erinnere, weil ich dabei war! Mit der um zwei Jahre jüngeren Pulverer Thresi sang ich damals viele Lieder. Es war ein festli-

cher Augenblick, als die sechs verheirateten Pulverer Geschwister mit ihren Ehegesponsen zum Freitanz antraten. Auch meine zwei Großonkel und eine Großtante (alle um die „achtzig“ alt) konnten der Hochzeitsfeier beiwohnen. Tonik und Klara (beide ledig) waren Geschwister der verstorbenen Pulverer Mutter. Diese alten Leutchen besaßen in Virgen neben der Kirche ein schönes Haus und einen Krämerladen. Den Tonik (*Lehrer Anton Egger, 13. 9. 1832 - 1. 7. 1912 – Anm.*) hieß man allgemein den Studentenvater von Virgen, weil sein Herz den Studentlein gehörte und er väterlich für sie sorgte. Im Herbst vor dem „Einrücken“ in die Schule erhielt jeder Virgerstudent Schuhe und einen neuen Anzug. Im Sommer versammelten sich die Studenten oft im Haus ihres Wohltäters. Dann kochte ihnen Toniks Schwester Klara die besten Virgerspeisen und schenkte ihnen manches Tröpflein Wein ein. Wie glücklich fühlten sich die alten Leutchen in der fröhlichen Runde und die Studenten nicht weniger. Oft tanzten sie, lachten und sangen und ließen den Studentenvater und die Mutter Klara hoch leben. Diese Nächstenliebe trug reiche Früchte, denn fast alle Buben wurden später Priester. Auch die beiden Söhne vom Panzlwirt feierten Primiz. Sie waren ebenso wie wir zu den Wohltätern verwandt. Diese (Anton Egger und seine Schwester Klara) vermachten ihr Haus samt Vermögen der Kirche. Es dient heute noch als Erholungsheim und Ferienaufenthalt für Priester.

*(Berichtigung und Ergänzung: Das Haus gehörte nicht den hier erwähnten Anton und Klara Egger, sondern deren Nichte Maria Egger, Mothen-Bäuerin auf Berg. Sie stiftete vor ihrem Tod 1912 das sogenannte „Oberhöller-Haus“ den aus Virgen gebürtigen Priestern, damit diese nach ihrer Pensionierung eine Heimstatt hätten. – Anm.)*

## Meine Jugendzeit in Zell am Ziller

Meinen Eltern fiel der Abschied von Virgen nicht schwer. Meine Mutter hatte immer noch sehr zeitlang um Mary und um Amerika, so hoffte sie, im Zillertal werde alles besser sein. So packten wir wieder unsere Sachen zusammen und verließen am 1. Mai 1908 das Iseltal. Die Wege und Stege waren noch vereist, in den Wäldern und auf den Bergen lag noch viel Schnee. In Zell hingegen blühten die Bäume, und aus dem frischen Grün winkten tausend Frühlingsblümlein. Da lachte mein Vater voll Freude und Glück. In einem Neubau in Zell am Ziller an der Gerlosstraße bezogen wir eine schöne Wohnung, doch ich fühlte mich darin nicht so frei und glücklich wie im geräumigen Mesnerhaus in Virgen. Oft weinte ich und warf dem Vater vor, warum er uns das schöne Heim verkauft habe. Er tröstete mich, denn er hatte ja im Sinn, später etwas Passendes zu kaufen.

Die zweieinhalb Jahre in Virgen waren für mich die schönste Kinderzeit. Viel später, als ich schon verheiratet war, hatte ich noch zeitlang um das verlorene Glück in Virgen.

Vater litt stark Rheumatismus und mußte noch im gleichen Sommer zur Kur nach Badgastein. Als der Direktor der Badeanstalt Vaters wunderschöne goldene Taschenuhr mit der schweren Kette sah, gab er nicht nach, bis sie ihm Vater um dreihundert Gulden verkaufte. Vater hatte vor, noch einmal nach Amerika zu reisen, dort wollte er sich dann wieder eine ähnliche Uhr kaufen. Ohne den Goldschatz, dafür aber gesund und wohltauf, kehrte der Vater von Badgastein heim.

Der Winter verging, und als es wieder Frühling wurde, konnte Vater das Leben ohne richtige Arbeit nicht mehr vertragen. Es ließ ihm keine Ruhe mehr, er mußte nach Amerika. Alles Abreden der Mutter

war erfolglos. Im März 1909 nahmen wir von Vater Abschied. Die Reise verlief glücklich. Vater wollte nun selbst das dritte Häuschen verkaufen, was ihm wieder nicht gelang. Er blieb ungefähr zwei Jahre in Amerika und suchte sich nebenher eine Arbeit (ich weiß gar nicht mehr welche). Einmal setzte er sich erhitzt auf einen kalten Stein und zog sich dadurch ein schweres Blasenleiden zu. Er kam ins Spital, sterbenskrank, und hatte keine Hoffnung mehr auf ein Wiedersehen mit den Seinen. Auch wir machten eine schwere Zeit mit, da wir über ein volles Jahr hindurch keine Nachricht vom lieben Vater erhielten. Zum Glück wußten wir auch nichts von seiner Krankheit. Ich kann mir heute noch nicht erklären, wo damals die Post hingekommen ist! Mit der Zeit glaubten wir den Vater tot. Da kam aber kurz vor Weihnachten 1910 ein Brief mit der so lieben Handschrift. Mein Gott, war das eine große Freude! Wir saßen gerade beim Mittagessen, nun rührte niemand mehr die Erdäpfel an. In seinem Schreiben verwunderte sich Vater ebenfalls, warum wir von uns so lange nichts hören ließen. Er hatte uns Geld überwiesen, die Mutter sollte uns Zweien damit etwas Schönes „zum Christkindl“ kaufen.

Ich war damals beim Hotter (Gemischtwarenhandlung) als Kindermädel angestellt. Es war ein verantwortungsvoller Posten, denn Herr und Frau Hotter und der älteste Sohn Franzl waren den ganzen Sommer auswärts. Sie besaßen im Fremdenort Bad Kissingen in Bayern zwei Kioske, sie verkauften Schnitzwerke aus dem Grödnertal, die als Andenken sehr beliebt waren. Mir vertrauten sie in ihrer Abwesenheit die vier Kinder an. Als ich die Stelle antrat, war das Kleinste erst drei Monate alt, und ich war fünfzehn Jahre alt. So groß und stark war ich gewachsen, daß ich das

letzte Schuljahr geschenkt bekam, weil ich in der Schulbank nicht mehr Platz hatte.

Dies sollte mir für das ganze Leben zum Schaden sein, weil ich so nur insgesamt vier Jahre die deutsche Schule besuchen konnte und darum ein so schlechtes Deutsch mit vielen Fehlern besitze. Die Fremden zeigten manchmal auf mich und staunten: „Fünfzehn Jahre ist das Mädell!“ Mit vierzehn Jahren hatte mich Mutter in den Pfarrhof nach Hippach gegeben, wo ich für die Hauswirtschaft ausgebildet werden sollte. Einige Tage ging es dort ganz gut. Als ich aber am Freitag nach Zell fahren mußte, um Fleisch einzukaufen und dort die Mutter wiedersah, überfiel mich auf einmal ein solches Heimweh und Zeitlang nach der Mutter, sodaß ich zum Fortgehen nicht mehr zu bewegen war. Mutter mußte selbst mit dem Fleisch nach Hippach fahren und meine Sachen holen, was ihr sehr schwer ankam, weil sie sich mit der dummen Tochter schämte.

Aber beim Hotter gefiel es mir sehr gut. Ich verdiente in einem ganzen Jahr hundert Kronen, ein Paar Schuhe, ein Kleid und eine Schürze. Am Ende des Jahres bekam ich den ganzen Lohn ausbezahlt, und ich legte das Geld voller Freude dem Vater auf den Tisch hin. Das war am 1. Oktober 1912. Mein Vater lachte herzlich, er war so gerührt, uns Kinder liebte er über alles!

Im Juni 1911 war er nach 26 Monaten von Amerika zurückgekehrt. Wir erhielten damals ganz unerwartet ein Telegramm, wir sollten ihn in Innsbruck abholen. Die Freude war unbeschreiblich. Vater sah so verändert aus, daß wir ihn zuerst nicht mehr erkannten. Er trug einen ganz hellen Anzug und war stark abgemagert. Um uns zu necken, hatte er sich den Schnurrbart glatt wegrasieren lassen. Die dreizehnjährige schlaue Stefanie rief als erste aus: „Schau Mami, der ist's!“ Mutter und ich wollten noch an ihm vorbeigehen, aber sein Lachen verriet ihn. Auf dem Wege durch die Stadt gestand Vater, daß



Wallfahrtskirche Maria Rast in Zell / Ziller (Aufnahme etwa 1970)

er sehr krank sei. Er hatte ein chronisches Blasenleiden. So fiel in unser Glück schon wieder der bittere Wermutstropfen. In den folgenden Jahren sollte der gute Vater nie mehr die volle Gesundheit erreichen. Fünf Jahre waren ihm noch geschenkt. In dieser Zeit hatte Mutter viel Verdruß und Arbeit mit ihm, aber sie pflegte ihn mit großer Liebe, und er war trotz seiner vielen Schmerzen geduldig und dankbar für alles. Ich kann mich nicht erinnern, daß er geklagt hätte, im Gegenteil, er sagte oft: „Das alles werde ich schon verdient haben.“

Im Jahre 1912 übernahmen wir auf Maria Rast den Pacht des Gasthauses und die Mesnerie der Wallfahrtskirche. Nun brauchten mich die Eltern als Kellnerin, und ich mußte den Dienst beim Hotter aufgeben. Für uns zwei Mädchen gab es nun zu Hause genug Arbeit. Viele Wallfahrer besuchten das schöne Kirchlein auf der Anhöhe eine halbe Stunde Gehweg über Zell mitten im Wald. Im Sommer suchten viele Fremde den lieblichen Ort auf. Sie tranken viel gute Milch und erholten sich in der würzigen Waldesluft. Auch der berühmte Schilcher Wein aus Südtirol mundete ihnen vorzüglich.

Auch die schmackhafte Hörtnagler Salamiwurst aus Innsbruck aßen sie gar so gern. Wir setzten uns gemütlich zu den Gästen und sangen ihnen manches Tirolerliedl vor. Das ruhige Plätzchen Maria Rast tat den gehetzten Stadtmenschen so wohl. Und an Gesprächsstoff fehlte es auch nicht. Als die neue Gerosstraße gebaut wurde, erweiterte sich unser Betrieb, denn viele Bauarbeiter kehrten oft bei uns ein. Leider waren sie oft berauscht, und es entstand manche Streiterei und auch Rauferei. Meine Eltern mußten wegen so einer Rauferei sogar einmal nach Feldkirch zum Schwurgericht, um Zeugenschaft abzugeben. Vor diesen jungen und frechen Gesellen mußten wir Mädchen uns

schon fest in acht nehmen. Unsere guten Eltern beschützten uns immer. Auch gab Vater den bösen Kläffern den strengen Verweis: „In unserem Haus werden keine schlechten Reden geführt!“ Die herrliche Ruhe auf Maria Rast war während der Bauzeit sehr gestört, es mußte ja fortwährend gesprengt werden.

Nun war aber der Berg durch die Schächte und Gruben des ehemaligen Goldbergwerkes unterhöhlt. Dazu regnete es im Frühjahr 1913 andauernd, es bereitete sich ein Unglück vor. In einer Frühlingsnacht geschah etwas Außerordentliches. Der Berg, auf dem das Kirchlein Maria Rast heute noch steht, geriet in Bewegung, und ein Teil davon mit dem Wald knapp vor der Wallfahrtskirche rutschte ab. Der links stehende Kirchturm war schon früher abgetragen worden, die Kirche ausgeräumt und gesperrt. Das Gnadenbild hatte man in einem kleinen Holzkapellchen nahe der Kirche zur Verehrung aufgestellt. Die Ingenieure hatten nämlich schon frühzeitig die Gefahr erkannt und Vorsorge getroffen. Öfters untersuchten sie den Keller unseres Hauses nach Klüften. Doch wir durften das Haus weiter bewohnen, denn es stand sicher auf felsigem Grund. Vom Bergbruch spürten wir gar nichts, obwohl wir so nahe waren, und schliefen bis in den Morgen hinein. Wir waren dann einfach sprachlos, als wir in der Früh keinen Wald mehr vor uns sahen und statt dessen Zell so schön herauf grüßte. Eine herrliche Aussicht war uns auf einmal geschenkt! In Zell drunten hatte man mit Schrecken das Bersten und Krachen des Bergsturzes vernommen, und alle bangten um uns. Über den alten Fahrweg gelangten wir nach Zell hinunter. Die Leute bestürmten uns mit Fragen und erzählten von der schrecklichen Nacht, die Zell so in Aufregung versetzt hatte. Uns aber hatte die Gnadenmutter von allem Unheil verschont.

Doch noch viel Schlimmeres sollten wir bald erleben. War der Bergsturz vielleicht ein trübes Vorzeichen für eine gewaltige Katastrophe, die unserer Heimat bevorstand? Die Menschen waren schon längst unzufrieden und unruhig geworden, vielleicht, weil es ihnen zu gut ging? Auch die fremden Arbeiter meuterten! Sie schimpften oft, es müsse bald einen Krieg geben, so könne es nicht weiter gehen. So lange wurde der Krieg heraufbeschworen, bis er dann wirklich kam. Der Mord am Thronfolgerpaar in Sarajewo entfesselte den Ersten Weltkrieg. Am Portiunkula-Samstag 1914 läuteten die Sturmglocken. „Krieg! Krieg!“ schrien die Leute durcheinander. Es entstand ein Aufruhr im Tal. Der Straßenbau wurde sofort eingestellt, und alle Arbeiter verließen den Ort. Es war allgemeine Mobilisierung. Auch die Burschen und Männer auf den Almen mußten ihren Dienst aufgeben, sie wurden durch Frauen oder alte Männer ersetzt. Man rannte zur Bahn, man hörte Weinen, Johlen, Singen, auch Schimpfen und Fluchen. Schrecken und Begeisterung klangen durcheinander. „Nieder mit den Serben!“ hieß es. „In ein paar Wochen sind wir wieder da!“

Doch aus den paar Wochen sollten vier lange und harte Jahre werden! Nicht lange dauerte es, und schon kam die erste Todesnachricht. Der junge Mesner von Zell war gefallen. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder. Sein Abschied von der Familie am Bahnhof hatte mich damals am meisten ergriffen. Weiter ging es mit dem Krieg und den Schreckensnachrichten. Immer mehr Feinde standen uns gegenüber, der Krieg weitete sich aus. Die Jubelrufe waren verstummt. Zuletzt mußten wir alles verspielen. Auch das Opfer der Kirchenglocken für Kanonen erwirkte keinen Segen. Wir auf unserem Bergl spürten nicht so viel von der traurigen Zeit. Wenn nur

Vater gesund gewesen wäre ! Die Wirtschaft trug wohl etwas weniger ein, es war nicht mehr so viel los, und ich lernete inzwischen nähen. Doch das viele Sitzen tat mir nicht gut, ich bekam die Bleichsucht und mußte aussetzen. Dafür stand nun Stefanie beim Hofer in Zell als Kindermädchen ein. Nebenher konnte sie auch in der Küche uns im Haus helfen und vielerlei lernen. Beim Schweinefüttern war sie so geschickt, daß Frau Hofer oft meinte: „Stefanie wird bestimmt einmal eine Bäurin werden.“ Über diesen Ausspruch ärgerte sich meine Schwester, und doch hatte Frau Hofer richtig vermutet.

Für das Hofer-Geschäft machte ich im ersten Kriegsjahr ungefähr dreißig Wattedecken, die für die Soldaten bestimmt waren. Vor Weihnachten durfte ich etwas sehr Nettes und Feines für den Laden nähen. Sämtliche Puppen und Püppchen – vierzig bis fünfzig an der Zahl – durfte ich bekleiden. Die fertigen Puppen trug ich in einem Rückkörbchen ganz stolz zu Frau Hofer, und ich freute mich jedesmal, wenn ich sie im Auslagefenster wiedersah. Sicher lernte ich bei dieser Arbeit viel und getraute mich später leichter an größere Schneiderarbeiten heran. Zeitweise waren wir zwei Schwestern wieder zu Hause beisammen, dann häkelten wir schöne Spitzen und Einsätze für unsere Ausstattung. Jeden Morgen standen wir mit Mutter um fünf Uhr früh auf, um in Zell der hl. Frühmesse um sieben Uhr beiwohnen zu können. Wir empfingen dabei auch die hl. Kommunion, denn wir waren begeisterte Marienkinder und Mitglieder der Jungfrauen-Kongregation. Bei den feierlichen Prozessionen war Stefanie Kronenträgerin und ich Fahnen-trägerin. Auf dem Weg durch den Wald hinunter nach Zell sangen wir öfters Marienlieder. Und dazu jubelten die Vögel in den frischen Morgen hinein. Im Winter mußten wir mit Fußseisen ausrück-

ken und beim Gang zum Rorate im Advent eine Laterne tragen. Auch das Rückkörbl mußte mit, denn auf dem Heimweg hieß es Bierflaschen, „Kracheln“ und sonst allerlei schleppen!

Die Gründung der Marianischen Kongregation stieß in Zell auf viele Schwierigkeiten. Die Männer waren vielfach dagegen, weil den Marienkindern das Tanzen verboten war, und die meisten Burschen behaupteten, daß man nur auf dem Tanzboden zu einer Bekanntschaft käme. Wir mußten uns manche Spöttelei gefallen lassen. Wenn wir bei festlichen Anlässen die Muttergottes-Medaille sichtbar trugen, schrien uns rohe verdorbene Kerle aus den Gastzimmern nach: „Jetzt kommen die Focken mit den Glocken daher!“ Doch wir ließen uns nicht einschüchtern, denn durch die Kongregation erlebten wir auch sehr viele Freuden. Einmal inspizierte der Salzburger Weihbischof Dr. Rieder die Wallfahrtskirche Maria Rast. Wir durften seinen Ring küssen. Er sprach ganz väterlich zu uns Mädchen, während er uns an der Hand führte. Mehrmals wiederholte er: „Gott segne euch, ihr lieben braven Marienkinde!“ Wir waren begeistert! Die Kongregation spielte öfters sehr nette Theaterstücke, auch wir Schwestern wirkten mit. Ich hatte außerdem die Ehre, beim katholischen Theaterverein die Muttergottes darzustellen.

Einmal, es war vor Weihnachten, verkühlte ich mich dabei und zog mir eine schwere Lungen- und Rippenfellentzündung zu. Am Heiligen Abend 1914 wurde ich versehen. Wie gerne wäre ich damals gestorben! Das verdroß den Vater sehr. Als junges Mädchen war ich tief religiös. Bestimmt wäre ich ins Kloster gegangen, wenn ich die richtige Anleitung und Führung gehabt hätte. Jeden Abend hielt ich in der Kirche Maria Rast eine Gebetsstunde, denn mit der Gnadenmutter verband mich

eine innige Liebe. Ich durfte der Statue den Festen entsprechend ihre schönen barocken Kleider anziehen, welche Freude, welche Ehre!

Mutters Freude und Stolz waren die schönen Nelken an den Fenstern unseres Hauses. Gar zu gern hätten die schneidigen Zillertaler Burschen eine davon auf ihren Sonntagshut gesteckt. Natürlich hätten wir jungen Mädchen sie schenken sollen. Dann hätten die Burschen im Dorf damit geprahlt und verkündet: „Von den Kapell – Dirndl'n“. Öfters wurde ich von einem netten Burschen gebeten, ich solle ihm seinen neuen Tabakbeutel einfassen und besticken. Nach dem Zillertalerbrauch hätte das so viel geheißen, wie „sein Dirndl“ werden. Eine Bekanntschaft hätte damit begonnen. Bei solchen Annäherungen war ich immer sehr schüchtern und zurückhaltend und hatte einfach kein großes Interesse an jungen Männern. Dafür unterhielt ich mich immer am besten, wenn in der Gaststube ältere „Mander“ zugegen waren. Wenn mich Mutter in der Küche draußen fröhlich lachen und plaudern hörte, meinte sie: „Jetzt ist bestimmt wieder ein Alter drinnen.“ Es mußte wohl so sein, denn ich war ja für einen alten Mann bestimmt.

Der Cölestin, mein zukünftiger Mann, hat mir auf den ersten Blick gleich gut gefallen. Sein treuer Blick aus den hellen Augen fesselte mich. Unsere erste Begegnung war an einem Augusttag gegen Abend in der Kirche Maria Rast vor dem geliebten Marienbild. Ich verrichtete, wie immer um diese Zeit, meine einstündige Abendandacht, ich betete den Rosenkranz und las im Gebetbuch „Edelstein der Jungfräulichkeit“. Da trat ein fremder Herr in die Kirche und näherte sich mir langsam. Er blieb lange knien und betete. Nun fing es im Kapellchen schon zu dunkeln an, bald hätte ich mich zu fürchten angefangen. Doch der

Fremde verließ alsbald den Gnadenort. Als ich dann später in die Gaststube zurückkehrte, saß er bei meinen Eltern und trank ein achtel Liter Wein.

Zum erstenmal vernahm ich seine wohlklingende Stimme: „Grüß Gott, Fräulein! Nun haben Sie wohl lange gebetet.“ Ich entgegnete: „Es war nicht so arg.“ Er erzählte dann von seinem Ausflug ins schöne Zillertal und von der Wallfahrt hierher. „Man muß immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden“, meinte er. Er teilte uns mit, daß er der Oberlehrer in Mils bei Hall sei und sich jetzt in den Ferien etwas Nettes zukommen lasse. Wir unterhielten uns gut, und beim Abschied versprach der freundliche Gast, er werde wieder einmal kommen, diesmal hätte ihn der Bergsturz hergelockt und ein anderesmal - - - ? Als wir später neue Photographien von Maria Rast (nach dem Bergsturz) bekamen, schickte Vater dem Herrn Winkler eine Karte und lud ihn zu einem gelegentlichen Besuch ein.

Die Zeit verging, immer noch wütete der Krieg, die letzten Reserven mußten einrücken, für die Arbeit in der Heimat blieben wenige zurück. In dieser Not half ich öfters bei den Nachbarn aus, besonders beim „Buckl“, dem Bauernhof in unserer nächsten Umgebung. Der einzige Sohn tat mir immer sehr schön. „Ja, die Ida gilt halt alles“, sagte seine Mutter. Der Hannes zählte erst ungefähr zwanzig Jahre, und ich war gegen achtzehn Jahre alt. Meiner Mutter trug er auf: „Wenn ich einrücken muß, dann muß mir die Ida aufhalt'n.“

Ein anderer Bursche aus angesehener Bauernfamilie zog oft mit vielen Pferden vom Pinzgau herüber bei uns vorbei und kehrte ein. Anderen Männern gegenüber äußerte er sich, daß ich sein Mädchel wäre. „Hab ich nit a nett's Dirndl?“ sagte er immer. Ich machte mir aus beiden Verehrern wenig draus.



Cölestin Winkler,  
Oberlehrer in Mils bei Hall  
6. 4. 1860 - 26. 2. 1933

Im Laufe der Zeit ging es Vater immer schlechter. Der Arzt und die Leute rieten ihm, er solle sich im Fügener Spital gründlich behandeln lassen. So entschloß sich Vater zum letzten Gang. In Fügen konnten sie auch nicht mehr Wunder wirken, denn Vaters Leiden war bereits zu weit fortgeschritten. Nur noch zwölf Lebenstage sollten ihm beschieden sein. Die letzte Woche kam er nicht mehr aus dem Bett, wir besuchten ihn öfters. Einmal gestand er der Mutter, wie glücklich er grad sei, daß er sie zur Frau bekommen habe. Sie sei ihm ein Schutzengel gewesen und durch ihr gutes Beispiel habe er wieder den rechten Weg zu Gott gefunden. Er sei auch froh, daß er mit den Kindern nach Tirol zurückgekehrt sei, denn hier könne man viel leichter ein christliches Leben führen. Die zwei Kinder seien so brav und hätten ihm nie einen Kummer gemacht. Diese innigen und liebevollen Worte aus dem Munde des guten Vaters freuten Mutter gar sehr. Sie ahnte nicht, daß sie sein letztes Vermächtnis an uns vor seinem Tode sein sollten. Und sie wußte



auch, daß es keine leeren Worte waren, denn Vater war ein grundehrlicher Mensch. Bei der letzten Beichte soll ihm der Herr Dekan bezüglich ungerechten Gutes sehr ernst zugeredet haben, doch Vater konnte ihm freimütig bekennen, er habe keinen fremden Heller auf dem Gewissen, denn während seines ganzen Lebens hatte er es mit fremdem Gut sehr genau genommen. Das zeigt ein Beispiel aus Maria Rast. Als Kellnerin verrechnete ich mich einmal um einen kleinen Betrag, da trug der Vater die paar Heller dem Gast ins Haus und wurde natürlich ausgelacht! In Amerika hätte Vater oft und oft die Gelegenheit gehabt, Gold auf die Seite zu tun. Nie hat er sein Gewissen auf diese Weise beschwert. Diese Einstellung haben wir wohl von ihm geerbt, lieber gebe ich was dazu als daß ich jemanden betrüge.

Als Mutter den Vater am Freitag, d. 10. Februar, besuchte, war er sehr schwach, sodaß er nicht mehr viel sprechen konnte. Am Tag darauf fuhren Stefanie und ich ins Krankenhaus. Wir verstanden nicht, daß Vater seiner Auflösung schon so nahe war, er kam uns halt furchtbar schwach und müde vor. Beim Abschied reichte ihm die Pflegechwester das Weihwasserkrüglein, und er nahm seine letzten Kräfte zusammen, um uns noch den letzten Vatersegen zu spenden. Seine Hand zitterte dabei so stark, daß ihm die Klosterfrau den Finger ins Becherlein stecken mußte.

Wir weinten fassungslos, aber wir hofften doch auf ein Wiedersehen am nächsten Tag. Die Schwester tröstete uns: „Kinder, geht's nur heim, morgen kommt's wieder, dann wird's dem Vater schon besser gehen!“ Am Sonntagmorgen sagte die Pflegerin zur Mutter: „Jetzt ist der Vater ganz gesund.“ Noch am Samstag, den 12. Februar 1916 ist er in die ewige Heimat hinübergeschlum-

mert. Sein Sterben soll ganz rührend gewesen sein. Die letzten Worte waren: „Mein Jesus Barmherzigkeit!“ Dann habe er zum Kreuz an der Wand geschaut und gelächelt. So schön wie Vater möchte ich auch einmal sterben. Wir haben den lieben Vater in Zell ganz nahe bei der Kirche begraben.

Traurig und trübe wurde es nun in unserem Hause. Schmerzlich vermißten wir den treuen Vater. Sein Plätzchen auf der Ofenbank blieb leer. Wie oft hatten wir Mädels uns an Vaters Schultern gelehnt oder den Arm um ihn geschlungen! Ganz wohl und geborgen hatten wir uns an seiner Seite gefühlt. An Winterabenden leuchtete uns das kleine Petroleumlämpchen. Bei seinem traulichen Schein lauschten wir so gern den Erzählungen unserer Eltern, die soviel erlebt hatten.

Jeden Abend nach dem Essen beteten wir kniend den Rosenkranz. Wir lebten ganz einfach, obwohl wir uns leicht mehr leisten hätten können. Vaters Leibspeise blieben die Zillertaler Krapfen. Schon in Amerika, dann in Virgen sagte er oft: „Ein Samstag ohne Krapfen ist kein Samstag.“

Bald nach dem Tode unseres Vaters hatte ich einen wunderschönen Traum. Stefanie und ich befanden uns auf dem Kirchweg nach Zell. Wir kamen zum kleinen Lourdes-Kapellchen am Waldrand. Es ist eigentlich eine aus dem Felsen gehauene Nische, so groß, daß auch einige Betstühle darin Platz finden. Im Traum sah ich nun den Vater dort stehen. Er war sehr schön, strahlte in einem wunderbaren Lichte und lachte uns entgegen. Wir liefen ihm sogleich entgegen und riefen: „Papa, Papa, wie geht's dir?“ Er lächelte und sagte: „Mir geht's gut, tut's nur recht brav bleiben, daß ihr dann auch zu mir kommt!“ Dieser Traum schenkte uns in der ersten Trauerzeit viel Trost und Freude.

## **Meine Bekanntschaft, die Brautzeit, der Hochzeitstag**

Wir schickten dem Schulleiter von Mils, Cölestin Winkler, die Trauernachricht über den Tod unseres Vaters. Bald erhielten wir von ihm ein schönes Beileidschreiben: Ihm habe unser Vater gleich so gut gefallen, und er habe den Mann hoch geschätzt. Der Brief war so tief religiös geschrieben, daß wir von diesem Lehrer ganz begeistert waren. Nun bedankten wir uns wieder für sein Schreiben, und so entstand von selbst ein Briefverkehr. Ein Kärtlein habe ich bis heute aufbewahrt, auf dem ich das erstmal eigens erwähnt wurde. Es ist eine Ansicht von Mils. Mit wunderbar zarter, feiner Schrift steht auf der Karte geschrieben: Ihre Karte, welche ich schon heute erhielt, hat mich recht gefreut! Könnte ich doch recht oft auf diesem Berg sein! Vielleicht, daß ich bald wieder ein paar Tage frei bekomme, welche ich gerne zu einer Erholungspartie benützen will. Dann sind Sie vor einer Überraschung nicht sicher. Zillertal, du bist mei Freud! – Was schimmert dort auf dem Heinzenberge so schön? Es ist die Kapelle still und klein, sie ladet den Pilger zum Beten ein. Wie innig wird man dort zur Andacht gestimmt! Leider bin ich dort beim Gebete oft zerstreut, denn ein Marienkind schwebt mir vor Augen, wie es so innig fromm betete. Möge es die liebe Muttergottes beschützen und zeitlich und ewig glücklich werden lassen!

Cölestin Winkler, L. i. M.

Cölestin und ich fanden in der folgenden Zeit immer näher zusammen. Die Brieflein flogen hin und her, und schließlich schenkten wir einander das Ja-Wort zur Ehe. Trotz der Trauerzeit hatte ich mich entschlossen, bald zu heiraten, denn so ganz allein, ohne Mann, konnten wir in dem einsamen Haus am Berg fast nicht bleiben. Vater wäre mit dieser Heirat

bestimmt auch einverstanden gewesen, denn er schätzte den Milser Lehrer hoch. Die Hochzeit sollte in den Sommerferien stattfinden, so mußte man schon bald mit den Vorbereitungen beginnen. Im zweiten Kriegsjahr war es schwer, das Notwendigste für eine Heiratsausstattung zu bekommen.

In Zell waren die Aussichten besonders schlecht. In einem kleinen Ladele in Jenbach hatten wir endlich Glück. Wir erhielten dort noch genug Wäscheleinen.

Anfangs Mai 1916 an einem klaren Tag fuhren Stefanie und ich das erstmal zu einem Besuch nach Mils. Das ganze Zillertal und Inntal war in Blüten eingebettet. Auch wir fühlten den Frühling in unseren Herzen. In Volders – Baumkirchen stiegen wir aus dem Zug. Fröhlich gestimmt und voller Erwartung, schritten wir durch die Milser Felder und blühenden Wiesen. Das liebliche Dörfli mit dem runden Kirchturm, das bald unsere Heimat werden sollte, grüßte uns. Wir gingen durch das Unterdorf hinauf bis zur Kirche und machten dort einen kleinen Besuch. Sicher haben sich die Leute hinter den Fenstern die Augen herausgeschaut, als da auf einmal an einem helllichten Werktag zwei junge frische (und wie gesagt wurde, „nette“) Zillertaler Dirndl in ihrer schmucken Zillertaler Tracht auftauchten und dem Lehrer-Häusl Nr. 26 zustrebten. Wir zogen an dem „Draht“ und schon läutete das Glöcklein im ersten Stock. Bald darauf öffnete sich die Tür von selbst, vor Überraschung erschrakten wir beinahe. (In dem Frühmeßnerwidum, der als Lehrerwohnung diente, befindet sich ein Lederriemenzug zum Öffnen der Haustüre, damit man nicht immer über die Stiegen laufen muß.) Schon kam uns ein modernes Fräulein, die Häuserin, Fräu-

lein Rosa, entgegen. Sie hatte uns bereits erwartet, war aber doch etwas verlegen und sprach: „Der Herr Lehrer ist leider noch nicht zu Hause, doch er wird bald kommen. Bitte, kommen Sie herein, und nehmen Sie Platz!“ Wir blickten uns um, die Einrichtung der Wohnung gefiel uns nicht gut, aber wir trösteten uns, daß dies ja nicht die Hauptsache sei. Cölestin begrüßte uns dann voller Freude. Wir aßen gemeinsam zu Mittag, und nachmittags gingen wir zu dritt nach Absam und unterhielten uns recht gut. Stefanie und ich übernachteten in Absam und gingen dort am nächsten Morgen zur hl. Beichte und Kommunion. Nachher fuhren wir nach Innsbruck und schauten uns die Stadt an. Wir kauften Wäsche und Wolldecken und ließen uns in der neuen Zillertaler Tracht fotografieren. Schade, daß Vater kein Bildl mehr sehen konnte! Er hatte zu Ostern 1915, als wir die Tracht das erstemal trugen, eine große Freude mit seinen zwei Dirndl. Er konnte uns nicht genug anschauen. In der Kirche erkannten uns manche Leute nicht mehr. Für diese Tracht kaufte uns Mutter die schönsten Hüte, schillernde Seidenschürzen und schwarze Schultertücher. Die Tracht stand uns wirklich gut, wir trugen sie später in Mils noch oft an Festtagen. Am Nachmittag trafen wir uns mit Cölestin bei der Triumphpforte, vormittags kam er ja nicht fort wegen der Schule. Es gab viel zu besprechen. Die Möbel mit den Matratzen besorgte Cölestin in Schwaz.

Zu Hause ging es nun ans Nähen. Ich machte mir die ganze Ausstattung selbst und konnte nun die schon gehäkelten Spitzen und Einsätze gut verwenden. Ich saß den ganzen Tag fleißig bei der Nähmaschine. Einmal, als ich ganz allein war, trat mein stiller Verehrer, der Viehhändler namens Weindl Jakob, in die Stube. Er redete sehr lieb und schön, ich sei ihm das liebste Dirndl auf der

Welt und ob ich ihn nicht heiraten möchte. Nun mußte es heraus: „Mein Gott, Jaggl, da bist du schon zu spät dran, siehst du nicht, daß ich grad meine Ausstattung näh‘?“ „Teufl“ schrie er ganz enttäuscht, und: „Kellnerin, was bin ich schuldig?“ Er bezahlte eiligst seinen Wein und verschwand. Später gestand er einmal der Mutter, am liebsten hätte er den Lehrer übers Bergl hinuntergekegelt, wenn er gewußt hätte, daß der ihm die Ida wegschnappen wollte.

Vor der Hochzeit reiste ich noch zweimal nach Mils. Einmal hatte ich wegen der Papiere in Schwaz auf der Bezirkshauptmannschaft zu tun, und da ich den Zug nach Innsbruck versäumte, war ich gezwungen, zu Fuß nach Mils zu gehen. Mit dem Zugsverkehr stand es damals aus Rücksicht auf die vielen Militärzüge sehr schlecht. Beim Zwölf-Uhr-Läuten in der ärgsten Junihitze verließ ich das Schwazer Stadtl und stapfte auf der staubigen Landstraße weiter, bis ich nach drei Stunden ganz erhitzt und müde in Mils ankam. Doch solche Opfer bringt man im Brautstand gern, man sieht den Himmel voller Baßgeigen. Doch die Geigen ließen im späteren Eheleben nicht immer die schönsten Weisen ertönen, sodaß ich oft an die Worte des Zeller Dekans, die er einmal vor der Hochzeit zu mir gesagt hatte, denken mußte: „Ja Ida, geh nur hinein unters Kreuz!“ Es ist aber gut, wenn man als Braut solche Reden nicht versteht, sonst würde bestimmt niemand mehr zum Traualtar schreiten! Auch auf mich warteten schon viele Kreuze: Krankheiten, Sorgen, Verdrüsse und vieles mehr .... Jede Frau und Mutter muß viele Leiden und Opfer auf sich nehmen. Haben wir das der sündigen Eva zu verdanken? Am 4. Juli 1916 sollte die Hochzeit in Mils stattfinden. Ungefähr eine Woche vorher traf ich mich mit Cölestin in Innsbruck, wir wollten gemeinsam mein

Brautkleid kaufen. Wie wählten ein sehr schönes. Die schwarze Seidenbluse mit Dreiviertelärmeln war mit ganz feinen Einsätzen verziert. Der weite schwarze Faltenrock reichte bis zum Boden. Die nackten Arme bedeckten die langen Stulpen der hellen Seidenhandschuhe. Die schönste Zierde war der lange weiße hauchdünne Schleier. Als Brautschmuck schenkte mir mein Bräutigam eine goldene Halskette mit einem Kreuzl, das mit echten Diamanten besetzt ist. In gleicher Ausführung erhielt ich noch Ohrringe und einen Verlobungsring. Nach Erledigung aller Einkäufe kehrten wir im Café Katzung unter den Lauben ein und ließen uns Torte und Schokolade gut schmecken. Dann steckte mir Cölestin das funkelnde Ringlein an den Finger, nahm mich in seine Arme und küßte mich das erstemal. Wir fühlten eine heilige Scheu voreinander, beide hielten wir viel auf eine reine unschuldige Brautzeit. Heute darf ich es wohl sagen, daß ich als ganz reine Jungfrau in die Ehe getreten bin, und ich bin auch fest überzeugt, daß Cölestin trotz seines Alters und mancher kurzen Bekanntschaft sich rein gehalten hat. Oft und oft hätte er in der Jugend und im späteren Junggesellenalter Gelegenheit gehabt, gute Partien zu machen. Jedesmal ging es wieder auseinander, da er äußerst anspruchsvoll war.

Alle guten Eigenschaften, die in seiner Phantasie seine Braut haben sollte, fand er in keinem Mädchen vereinigt. Seine Zukünftige sollte nämlich brav, tief religiös, jung, groß, schön, hauswirtschaftlich tüchtig und nicht zuletzt musikalisch sein, ja, sie sollte sogar gut Klavier spielen können. Letztere Voraussetzung ließ er später fallen, da ihm ein Kollege einmal erklärte: „Ich bin froh, daß meine Frau nicht spielen kann. Sie könnte sonst durch das viele Üben am Klavier den Haushalt vernachlässigen.“

Eine Frau erzählte mir in späteren Jahren einmal, daß der Milser Lehrer in bezug auf Frauen immer sehr heikel war. Einmal lernte er in den Ferien ein schönes und sehr tüchtiges Mädchel kennen, doch die zwei etwas verwachsenen Zähne waren Grund genug zum Auseinandergehen. Während des Schuljahres fehlte dem überaus pflichtbewußten Lehrer, Organisten und Mesner die Zeit, auf Brautschau zu gehen, denn er war im Dienst vollauf beschäftigt. Im Winter mußte er sogar an den Sonntagnachmittagen noch die Fortbildungsschule halten. Auf diese Art und Weise verstrichen die Jahre, eins nach dem anderen, und der gute Cölestin wurde ein Fünfziger, wohl nach Gottes Fügung und Ratschluß mußte er auf mich warten, „und bei dir ist es dann ganz leicht gegangen“, sagte er öfters. Das Brautexamen bestanden wir vor dem Zeller Dekan, und am Peter-und-Paulstag (29. Juni) „flogen wir das erstemal von der Kanzel“ (d. h. die Hochzeit wurde verkündet). Für Cölestin sollte das eine furchtbare Aufregung werden. In Mils hatte man nämlich soviel wie gar keine Ahnung von der bevorstehenden Heirat des langjährigen Lehrers. Nun wird in Mils das Fest Peter und Paul als Patroziniumsfest ganz hoch gefeiert. Beim Hochamt vergaß der alte Pfarrer Nikolaus Mayr, den Verkündzettel zu verlesen. So mußte er am Nachmittag eigens die Kanzel besteigen und das Verkünden der Hochzeit nachholen, was natürlich ein großes Aufsehen erregte. Da nach der Andacht in der Kirche die Prozession gehalten wurde, waren sehr viele Leute da, auch Auswärtige von der ganzen Umgebung. Auf dem Chor befanden sich mehrere Lehrer-Kollegen, der Bräutigam selbst mußte auf dem Orgelbock sitzen! Der Hochzeitstag rückte näher. Am 3. Juli fuhr ich mit meiner Schwester und

der Firmgotl Moidal nach Mils. Der Abschied von meiner Mutter auf dem „Rastl“ droben und auch von der lieben Himmelsmutter in der Wallfahrtskirche fiel mir nicht leicht. Dann stand ich noch am Grab des geliebten Vaters, um seinen Segen zu erfehlen. Am Haller Bahnhof erwarteten uns bereits Cölestin und sein geistlicher Bruder, mein zukünftiger Schwager, Hochw. Herr Severin aus Brixen. Er nahm mich gleich freundschaftlich bei der Hand und schaute mich wohlwollend an. Cölestin war beim Empfang sehr erfreut und liebevoll, aber auch ziemlich stark aufgeregt. Als er den Bruder fragte, wie ihm nun die Braut gefalle, meinte dieser: „Cölestin, du hast wohl eine gute Wahl getroffen“, und er wünschte mir viel Glück und Gottes Segen. Ich war innerlich sehr ergriffen und doch wieder voll Angst und Beklemmung. Kaum zwanzig Jahre alt, ging ich jung und unerfahren ins neue Leben hinein. Wir bestiegen alle miteinander die bereitgestellte Kutsche des St. Josefs-Institutes und fuhren meiner neuen Heimat entgegen.

Abends kochte uns Fräulein Rosa gebackene Hendl mit Zuspeisen, und eine schwere Schokoladetorte gab es außerdem. Leider verdarb sich Stefanie dabei den Magen, sie konnte die folgende Nacht nicht schlafen und an meinem Hochzeitstag nichts essen. Mir ging es viel besser. Ich schlief in einem kleinen Kämmerlein im Pfarrhof die ganze Nacht durch. Dafür hatte ich früher oft unruhige Nächte durchgemacht, denn der große Schritt gab mir doch viel zu denken. Ich bereitete mich innerlich auf den großen Tag vor, wohnte jeden Tag der heiligen Messe bei und empfing die hl. Kommunion. Vom hochw. Kooperator Krapf erhielt ich passende Bücher, die mich auf die Ehe vorbereiten sollten. Als ich am 4. Juli aufwachte, schaute ein strahlender Tag beim Fenster her-

ein. Stefanie holte mich vom Widum hinauf ins Lehrer-Häusl. Zu beiden Seiten der Tür waren Bäumchen aufgestellt, viele Leute standen herum und wollten die Lehrersbraut sehen. Stefanie und Fräulein Rosa zogen mir das Brautkleid an. Als ich fertig angezogen in der Stube erschien, staunten die jungen Sängerinnen, die uns zum Kirchengang abholen wollten, und konnten dem Herrn Lehrer nicht genug gratulieren. Ich verhielt mich nach außen ganz ruhig, denn das Laute ist mir nicht gegeben. Im Herzen drinnen empfand ich eine stille Zufriedenheit und ein tiefes Glück, als Cölestin nun vor mich hintrat und mich anlächelte.

Der kurze Hochzeitszug näherte sich dem Kirchentor. Die Schulkinder bildeten hier ein Spalier, und einige sagten sinnreiche Gedichte auf. Das Hochzeitsamt hielt Severin, der uns auch traute.

Im Gasthaus Tiefenthaler war das Hochzeitsmahl bereitet. Die hochw. Herren vom Taubstummeninstitut, Direktor Plaseller, Lehrer Padeller, und außerdem Herr Pfarrer Nikolaus Mayer und Pater Peter vom St. Josefs-Institut hielten kurze Ansprachen. Severin gab seiner Freude Ausdruck, daß sein Bruder nun endlich doch im Hafen der Ehe gelandet sei. Weißgekleidete Mädchen trugen innige Verse vor und beschenkten uns mit Blumen. Zum Schluß überraschte mich noch Stefanie mit einem langen Gedicht.

Beim Mahl herrschte bei allen Gästen die fröhlichste Stimmung, denn das Essen war trotz des Krieges noch gut ausgefallen, und es floß auch noch genug Wein. Die Kirchensänger gaben schöne Lieder zum besten ! Bei unserer Hochzeit läuteten die alten Milser Glocken zum letztenmal feierlich, einige Tage später wurden sie abgenommen, um für das Vaterland geopfert zu werden.

Am Nachmittag fuhren wir nach Innsbruck, wo wir uns von Stefanie und der Gotl verabschiedeten, da diese wieder ins Zillertal zurückkehrten. Am Abend saßen wir noch lange mit Severin beisammen, denn er wollte am nächsten Morgen in aller Früh schon die hl. Messe lesen, dann gleich zur Bahn gehen und nicht mehr stören. „Junge Eheleute sind am liebsten allein“, meinte er. Wir sollten Severin erst auf seinem Krankenlager wiedersehen vor seinem

Tod, den eine schwere Lungenentzündung verursacht hatte.

Am Morgen nach dem Hochzeitstag fiel mein Blick auf den Brautschleier, den ich am Abend zuvor an die Kastentür gehängt hatte. Ich konnte mich eines wehmütigen Gefühls nicht erwehren, doch mein Entschluß zur Heirat reute mich nicht.

Mils, am 24. Mai 1950





Familie Winkler mit den beiden älteren  
Töchtern Aloisia (rechts, beim Vater)  
und Theresia auf dem Schoß der Mutter.  
Aufnahme 1919



Die kleine Luise

## Die Vorfahren von **Ida Winkler, geb. Lackner** **väterlicherseits** aus dem Zillertal

### Ur-Urgroßeltern

**Johann Lackner** verheiratet mit **Agnes Eberharter**

### Urgroßeltern

<b>Matthias Lackner</b> verheiratet mit	<b>Maria Haas</b>
Zuerst Knecht zu Mardegg am Heinzenberg in Zell am Ziller, später Bauer „auf der Leiten“ am Heinzenberg geb. 1766, gest. ??	geb. 1766 gest. 1866 100 Jahre alt

### Großeltern

<b>Johann Lackner</b> verheiratet mit	<b>Theresia Wechselberger</b>
Ziegelbrenner in Ramsau, Zillertal geb. 1798 „auf der Leiten“, lebte die letzten 30 Jahre bei seiner in „Axdorf“ bei Schwaz verheirateten Tochter, gest. 1904, 106 Jahre alt. Eine seiner Schwestern wurde 103 Jahre alt.	geb. 1820 in Zell am Ziller gest. bei der Geburt des siebten Kindes 1863

### Eltern

<b>Franz Lackner</b> verheiratet mit	<b>Theresia Leitner</b>
Geb. 1858 in Ramsau, ausgewandert nach Amerika, 1905 mit der Familie heimgekehrt, gest. als Wirt (Pächter) auf „Maria Rast“ in Zell a.Z. 1916	Pulverer Tochter, geb. 1856 in Virgen, Osttirol. Geheiratet in Lead City ( Süd Dakota ), gest. 1941 in Mils

**Ida Winkler**, geb. Lackner, geb. 1896 in Lead City, gest. 1971 in Eibiswald.  
Verheiratet 1916 mit **Cölestin Winkler**, Oberlehrer in Mils.



## Die Vorfahren von **Ida Winkler, geb. Lackner** **mütterlicherseits** aus **Virgen / Obermauern**

### Urgroßeltern

**Michael Leitner** 1805 verheiratet mit **Anna Budemair**  
Pulverer Bauer Bauerntochter auf Budam

### Großeltern

**Johann Leitner** 1849 verheiratet mit **Maria Egger**  
Pulverer Bauer Als „Pulverer Mutter“  
hatte sie 12 Kinder.

Der älteste Sohn Jakob (1853 - 1918) war der letzte Pulverer Bauer mit dem Namen Leitner. Seine zweite Frau Theresia Weber kam bei der Wasserkatastrophe 1945 mit zwei Enkelkindern ums Leben. Die Tochter Maria Leitner heiratete den Bauernsohn Franz Mariner.

### Eltern

**Franz Lackner** 1893 (?) verheiratet mit **Theresia Leitner**  
Geb. 1858 in Ramsau, Zillertal, Pulverer Tochter, geb. 1856 in Virgen,  
gest. 1916 in Fügen gest. 1941 in Mils bei Hall. 1892 (?)  
nach Amerika ausgewandert,  
dort geheiratet, 1905 heimgekehrt.

Nach der Heimkehr zuerst Mesner Bäuerin in Obermauern, dann Wirtin  
in „Maria Rast“, Zell a.Z., ab 1917 bei ihren Töchtern in Mils.

Ihre Töchter: Mary Lackner, geb. 1893, 1906 in Virgen gestorben  
Ida Lackner  
Stefanie Lackner, geb. 1898, später „Hasen Bäuerin“ in Mils, gest. 1959

**Ida Winkler**, geb. Lackner, geb. 1896 in Lead City, gest. 1971 in Eibiswald.  
Verheiratet 1916 mit **Cölestin Winkler**, Oberlehrer in Mils.

Ihre Kinder: Aloisia Winkler, geb. 1917 (Schwester Maria Ancilla)  
Theresia Winkler, geb. 1918 (Schwester Maria Consilia)  
(gest. 23. Mai 1996 - Anm.)  
Anton Winkler, geb. 1920, vermißt 1943  
Stefanie Winkler, geb. 1922

## Die Vorfahren von Cölestin Winkler väterlicherseits aus Rodeneck im Pustertal

### Urgroßeltern

**Georg Winkler**  
geb. in Rodeneck

verheiratet mit

**Agnes Tscheikner**  
geb. in Rodeneck

### Großeltern

**Josef Winkler**  
geb. in Rodeneck

1807 verheiratet mit **Kreszenz Herramhof**

geb. in Rodeneck, Tochter  
des Anton Herramhof und  
der Maria Fischnaller

### Eltern

**Georg Winkler**  
Verwalter und Förster  
auf Schloß Rodeneck,  
geb. 1813 in Rodeneck  
gestorben?

1857 verheiratet mit

**Anna Putzer**  
Tochter des Franz Putzer  
und der Maria Unterkircher,  
die 1828 in Rodeneck  
getraut wurden.  
Geb. 1830 in Rodeneck,  
Pförtnerin auf Schloß  
Rodeneck, gest. 1885

**Cölestin Winkler** 1916 verheiratet mit  
geb. 1860 in Rodeneck,  
1881 Matura,  
seit 1887 Lehrer in Mils,  
1925 pensioniert, gest. 1933

**Ida Lackner**  
geb. 1896

Ihre Kinder: Aloisia Winkler, geb. 1917 (Schwester Maria Ancilla)  
Eintritt ins Kloster 1950, seit 1953 Lehrerin in Virgen  
Theresia Winkler, geb. 1918 (Schwester Maria Consilia)  
Eintritt ins Kloster 1947, Lehrerin in Hall und Matrei i. O.,  
gest. 23. Mai 1996  
Anton Winkler, geb. 1920, vermißt 1943 in Stalingrad  
Stefanie Winkler, geb. 1922,  
seit 1947 mit Josef Simperl in Eibiswald, Steiermark, verheiratet

**Quellenangabe:**

Der Text und die Fotos wurden von Schw. Maria Ancilla Winkler zur Verfügung gestellt.

**Impressum:**

Medieninhaber und Herausgeber: Gemeinde Virgen, 9972 Virgen.  
Für den Inhalt verantwortlich: Otfried Pawlin.  
Herstellung: Fa. Oberdruck Digital Medienproduktion GmbH, 9991 Dölsach



**Die „Winkler-Kinder“, von links: Stefanie, Anton, Theresia, Aloisia  
Aufnahme etwa 1925**